Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 22 Leipzig, den 31. Mai 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Heilsgewißheit: 6 — Giebt es religionslose Sittlichkeit? 3. Religiöse Sittlichkeit (Zweite Hälfte) — Das Alte Testament gehört in den christlichen Religionsunterricht — Der fünfte Evangelisch-soziale Kongreß: 2. Die soziale Frage und die Predigt — Noch einmal: Kirchenpolitisches aus Preußen — Verschiedenes: Die Germania und unser Aufsatz zum Jesuitengesetz; Die Wirtschaftsordnung vom Standpunkte des Seelsorgers; Zwei Broschüren apologetischen Inhalts — Quittung — Anzeigen

Heilsgewißheit

6

Meine lieben Brüder, achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallet. Jak. 1, 2.

Der Standpunkt dieses apostolischen Wortes ist der höchste in Sachen der Heilsgewißheit. Hier wird gleichsam der Stier bei den Hörnern gefaßt, und die Anfechtung, die dem Christen immer wieder als Hindernis des Heils erscheinen will, gerade als gottgesetztes Mittel des Heils, als der eigentliche Weg zum Frieden bezeichnet, dessen Segnungen, wenn sie erst erkannt sind, das Herz voll Freude machen. Denselben hohen Standpunkt nimmt Luther ein, wenn es ihm darauf ankommt, den Schrecknissen der Buße, einer Buße, die kein Ende findet, einer sich selbst zerfleischenden Buße den Trost des Glaubens entgegenzuhalten. Dann erinnert er daran, daß jede echte Reue mit ihrem Schmerz über die Sünde schon die geheime Wirksamkeit der Gnade Gottes zur Voraussetzung habe, daß Gott, indem er einen Menschen verwunde, den Anfang mache, ihn zu heilen, daß in den Kundgebungen seines Zornes die erste Berührung seiner Barmherzigkeit mit der zerschlagnen Seele zu Tage trete. Es ist echt evangelisch, die Heilsgewißheit auf diesen Boden zu stellen.

Nicht als eignete sich diese Betrachtungsweise zu jeder Zeit und für jedermann ohne Unterschied der Umstände und der Entwicklung. Es möchte jemand voreiligen Gebrauch davon machen, sich selbst zur schweren Schädigung, nämlich zur Verflüchtigung des heiligen Ernstes, der das Ringen nach der Seligkeit überall begleiten muß. Es möchte ein andrer uns verklagen, daß wir ihm Steine statt Brot, statt rechtschaffnen Trostes unglaubliche Vertröstungen bieten. Es möchte ein dritter seinen Spott mit uns treiben, daß wir aus dem, was uns fehlt, auf etwas schließen, was wir besitzen. Aber an irgend einem Punkte seines Weges wird das Trachten nach Heilsgewißheit immer darauf geführt werden, daß die Hindernisse, auf die es stößt, die Anfechtungen, vor denen es als vor unübersteiglichen Klippen Halt machen muß, in Wahrheit Heimsuchungen sind, in denen die Gnade wirksam ist, uns zu sich zu ziehen aus lauter Güte. Diese Heimsuchungen würden uns nicht treffen, wenn wir nicht Christen wären. Sie würden uns nicht zu schaffen machen, wenn nicht Gott sein Werk in uns hätte. Daß sie uns treffen, daß sie uns zu schaffen machen, das ist ein Zeichen und Zeugnis des Gnadenstandes. Die Kinder dieser Welt wissen nichts von Anfechtungen. Sie nehmen in gewissem Sinne ihren Gang durch das Leben friedlicher, ungestörter als wir. Sie schlagen sich durch, so gut sie können, suchen sich zu helfen und hoffen wieder aufzukommen. Die Dürftigkeit ihrer Ideale macht es ihnen möglich, sich verhältnismäßig schnell zufrieden zu geben, die Diesseitigkeit ihrer Lebensziele erspart ihnen das Wesentlichste des Kampfes, der uns verordnet ist. Sie stehen, wie Paulus sagt, unter der Geduld Gottes, der sie, wir wissen nicht, auf wie lange, ihre eignen Wege wandeln läßt. Darin liegt die praktische Gegenprobe auf die Wahrheit und Wahrhaftigkeit des evangelischen Standpunktes. Solange man sich nach der Weise der Welt auf den Fuß durchschnittlicher Vergnügtheit einrichtet, solange das salzlose Gehenlassen, wie es geht, des Philistertums und Pharisäertums vorherrscht, solange ist die Gnade zur Ohnmacht verurteilt. Sobald es aber in einem Menschen „rumort," ist der Zug und die Zucht der Gnade erwiesen. Darum sprechen wir dem Apostel zuversichtlich nach: Achtet es für eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet.

Das Neue, Abschließende dieser Betrachtungsweise liegt auf der Hand. Bisher sind wir davon ausgegangen, daß wir Gott dem Herrn zutrauen wollten, er werde uns aus der Anfechtung herauszuhelfen wissen zu seiner Zeit und Stunde. Und dabei verbleiben wir auch ferner, eingedenk unsrer Schwachheit und der Sünde, die uns anklebt und träge macht. Wir wollen das Vaterunser nicht meistern, sondern sehr demütig beten: Führe uns nicht in Versuchung. Aber, wenn wir nun in Versuchung geführt werden, dann kühn und fest auf den Standpunkt gestellt und gegen allen Augenschein daran geglaubt, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge, auch Gethsemanestunden, auch solche Stunden, aus denen Tage und Wochen werden, zum Besten dienen müssen. Nur dem Sohn seiner Liebe konnte der Ewige die ungeheure Last aufbürden, die sich im Holz des Kreuzes verkörpert auf seine Schultern legte. Nur seinen Kindern und denen, die es werden wollen, mutet er die schmerzlichen Prüfungen zu, die wir aus vieler Erfahrung kennen. Lasset uns künftig inmitten der Prüfungen des lieben Vaters Hand erblicken, nicht erst, wenn sie von uns genommen sind. Ein alter philologischer Grundsatz lehrt, daß unter verschiednen Lesarten einer Handschrift die schwierigere die wahrscheinlich richtigere ist. Die schwereren Wege unsers Gottes sind immer die richtigsten.

Denn er hat viel an uns gut zu machen. Er hat einen unaufhörlichen Kampf gegen Weltsinn und Selbstliebe in uns zu kämpfen, als gegen die gefährlichsten Feinde christlicher Heilsgewißheit. Er will die falschen Stützen brechen, die wir im Sichtbaren, in dieser Welt Gütern, Macht, Ehre, Gunst, Genuß zu suchen pflegen. Er will die falschen Stützen brechen, die unser eignes anspruchsvolles Selbstgefühl und eine kindische Eitelkeit uns unter die Arme geben. Die Christen, an die Jakobus schreibt, daß sie die Anfechtung für Freude achten sollen, waren geborne Märtyrer. Sie erwarteten nichts von der Welt und beanspruchten nichts für sich selbst. Sie waren bereit zu leiden, sie wußten sich schuldig zu dienen. Ob in der Arena ihr Blut verspritzend oder auf der Kanzel das Evangelium treibend, die Sache Christi, das Reich ihres Gottes bildete ihr einziges Anliegen. Dahin sollen auch wir gelangen. Das ehrgeizige Strebertum unsrer Zeit, das so viele verführt und selbst die Stufen des Altars nicht achtet, legt sich als Damm vor die Heilsgewißheit. Lasset uns in der Schule des Herrn den wahren Respekt vor seiner großen Sache, das alleinige

Vertrauen auf seine große Macht, die felsenfeste Zuversicht zu seiner großen Güte, die rücksichtslose Hingebung an seine großen Aufgaben bis zum Vergessen der Welt und unsers kleinen Ich erlernen. Lasset uns leiden, wo wir müssen, und dienen, wo wir können. So wird uns aus der Freiheit von der Welt und aus der Verleugnung unsrer selbst durch alle noch so bittern Anfechtungen hindurch, selbst in der Stunde des Verzagens die Gewißheit des Heils wie der Morgenstern aufgehen, und Gottes Kraft wird mächtig sein in der Schwachheit.

Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet. Sch

Giebt es religionslose Sittlichkeit?

3. Religiöse Sittlichkeit (Zweite Hälfte)

Unsre Ausführungen über „Religiöse Sittlichkeit" gehen von dem Gedanken aus, daß es allerdings eine, wenn auch nicht religionslose, so doch abgesehen von dem allgemeinen religiösen Glauben an eine moralische Weltordnung im übrigen von der Religion unabhängige echte Sittlichkeit geben kann; sie suchen dann aber nachzuweisen, daß doch erst in der religiösen Sittlichkeit, die jener nichtreligiösen in mehrfacher Hinsicht überlegen ist, die höchste Art der Sittlichkeit zu erblicken ist.

Die erste Hälfte dieses dritten Artikels hat gezeigt, daß, wenn auch dem nichtreligiösen Menschen keineswegs die Kraft zu standhafter sittlicher Selbstverleugnung abgesprochen werden kann, der Mensch doch erst durch das rückhaltlose persönliche Vertrauen auf Gottes liebevolle Fürsorge eine solche innere Unabhängigkeit gegenüber der Welt und ihren Gütern gewinnt, daß er in der Selbstverleugnung, die die Sittlichkeit fordert, nicht mehr ein schmerzliches Opfer an wertvollen Gütern, sondern einen fröhlichen Sieg über die Welt erlebt.

Der andre, im Folgenden zu erörternde Hauptvorzug der religiösen vor der nichtreligiösen Sittlichkeit besteht darin, daß, obwohl auch die letztere autonom ist, doch erst die Religion dem Menschen mit der Freiheit über die Welt zugleich die volle Freiheit über sich selbst gewährt, die die Bedingung für die Alleinherrschaft des Guten in seiner Gesinnung ist. Es wird sich zeigen, daß dieser Vorzug so bedeutend ist, daß er die religiöse Sittlichkeit zu einer im Vergleich mit der nichtreligiösen höhern Stufe der Sittlichkeit erhebt.

Inwiefern kann man bei dem einzelnen Menschen (die Stufen der Sittlichkeit, die deren Geschichte konstatirt, bleiben hier außer Betracht) von Stufen der Sittlichkeit reden? Nicht in dem Sinne, daß es dem Menschen frei stünde, nach Belieben eine höhere, strengere oder eine niedere, bequemere Sittlichkeit auszuüben; kein Mensch kann mehr thun und darf weniger leisten als seine Pflicht. Ebenso wenig begründet der größere oder geringere äußere Erfolg einer Handlung ein Mehr oder Weniger an sittlichem Wert; vielmehr ist jede treue Pflichterfüllung, gleichviel, was sie äußerlich bedeute und wirke, die des gewaltigen Kanzlers wie die des geringsten Knechtes, sittlich gleich wertvoll, weil mit der Größe des anvertrauten Pfundes auch die der Verpflichtung, mit der Größe der Begabung auch die der Aufgabe wächst. Aber insofern ist man berechtigt, Stufen der Sittlichkeit zu unterscheiden, als der sittliche Wert derselben Handlung ein verschiedner ist, je nach dem Charakter des Motivs der Handlung, je nach der Art der Nötigung, um deren willen der Mensch dem Sittengesetz gehorcht.

Die niedrigste Stufe der Sittlichkeit ist die, auf der der Mensch das Gute aus egoistischen Beweggründen thut; also weil er die äußere Autorität des Staatsgesetzes mit seinen Strafbestimmungen fürchtet oder aus Angst vor den Drohungen und in der Hoffnung auf die Belohnungen, die Gott an seine Gebote geknüpft hat, oder schließlich aus Rücksicht auf den Nutzen, den ihm das betreffende gute Verhalten bringt, und den Verlust, den eine Verletzung der üblichen Sitte nach sich ziehen würde. In allen diesen Fällen ist nicht das Gute selbst, sondern die egoistische Rücksichtnahme auf die Folgen und den Erfolg des sittlichen Verhaltens die Veranlassung, das Gute zu thun. Solche Sittlichkeit ist nicht autonom, sondern heteronom. Man

hat eigentlich nicht die Absicht, das Gute zu thun und thut es schließlich nur um äußerer Rücksichten willen, während man viel lieber das, was angenehm erscheint und Lust bringt, gethan hätte. Dieser Stufe gebührt im Grunde das Prädikat Sittlichkeit gar nicht. Pädagogisch, zur sittlichen Erziehung des Einzelnen wie der Völker im Zustande der unreifen Kindheit, ist diese Art der Motivirung des sittlichen Verhaltens durch die Aussicht auf Strafe und Lohn wohl unentbehrlich. Aber bei reifen Menschen kann diese heteronome Sittlichkeit nicht als echte Sittlichkeit gelten; sie ist nicht eine Stufe, sondern eine Vorstufe.

Die Stufe der echten Sittlichkeit ist erst da erreicht, wo das Gute um seiner selbst willen gethan wird, wo es nicht nur äußeres Gesetz ist, das man hält, ohne daß das eigne Wollen es wünscht, sondern inneres Gesetz, dem man mit freier Zustimmung zu gehorchen und dessen Zwecke man aus Liebe zum Guten zu fördern sich bestrebt.

Wir bezweifeln nicht, daß auch die nichtreligiöse Sittlichkeit dieser Forderung der Autonomie entspricht. Oft hat sie sogar diesen Charakter der Autonomie für sich allein in Anspruch genommen und der religiösen Sittlichkeit Heteronomie vorgeworfen, weil in ihr Gottes Gebote nur um des Lohnes der Seligkeit willen gehalten würden. Unsre Ausführungen über „die Religion als Voraussetzung der Sittlichkeit" werden uns vor diesem, nur bei einer ganz unzureichenden Vorstellung von den Beziehungen zwischen Religion und Sittlichkeit möglichen Vorwurf schützen. Ja, wir behaupten umgekehrt sogar, daß im höchsten Sinne autonom überhaupt erst die religiöse Sittlichkeit ist.

Damit wollen wir nicht etwa sagen, daß die nichtreligiöse Sittlichkeit heteronom sei; über diese Stufe ist sie dadurch weit erhaben, daß in ihr der Mensch das Gute, das er soll, auch wirklich selbst will, während er auf der Stufe der Heteronomie es eigentlich nicht will, sondern nur aus anderweiten Rücksichten thut und viel lieber anders handeln würde.

Aber darin liegt die Minderwertigkeit der nichtreligiösen gegenüber der religiösen Sittlichkeit, daß das Gute, das der Mensch soll, und das er als sittliche Persönlichkeit auch selbst will, sich in einem steten Konflikt mit der natürlichen Neigung des Menschen befindet. Das Sittengesetz fordert, daß der Mensch das Gute unbedingt und ohne Rücksicht auf die Folgen thut; diese Forderung schließt die Forderung der steten Bereitschaft zur Selbstverleugnung und Selbstaufopferung ein. Dem Menschen ist aber von Natur der Trieb zur Selbsterhaltung eingeboren, der ihn unwillkürlich und unablässig dazu drängt, sein eignes Wohl zu sichern und zu fördern, also das zu thun, was ihm Nutzen und Annehmlichkeit bringt. So steht dem sittlichen Sollen mit seiner Forderung der Selbstverleugnung das natürliche Wollen mit seinem Instinkt der Selbsterhaltung gegenüber. Dadurch wird das Leben des sittlichen Menschen zu einem steten Kampfe zwischen sittlicher Pflicht und natürlicher Neigung.

Wir sind nun keineswegs der Meinung, daß der Satz, der Mensch könne nichts wahrhaft Gutes aus eigner Kraft thun, den Sinn habe, der Mensch könne ohne Religion das Gute, das er will, nicht vollbringen. Der Mensch kann das Gute thun, wenn er es ernstlich will. Was er aber auch durch die größte eigne Anstrengung nicht erreicht, ist dies, daß das Gute die unbestrittene Alleinherrschaft in ihm innehat. Das aber ist es ja, worauf es in der Sittlichkeit ankommt: nicht die Summe einzelner guter Handlungen, sondern die stetige Richtung der Gesinnung auf das Gute. Das Leben des nichtreligiösen sittlichen Menschen ist und bleibt nun aber eine Kette von Einzelgefechten, in denen zwar jedesmal die sittliche Kraft über die natürliche Neigung siegen kann, deren Ausgang aber zunächst jedesmal zweifelhaft ist. Sein sittliches Leben ist eine fortgesetzte Reihe von Anläufen, das Gute zu vollbringen, von denen jeder sehr wohl erfogreich sein kann, die aber doch nie zu dem Ziele der Sittlichkeit, das Gute als unbestrittene und beseligende Macht im Herzen zu besitzen, führen. Der sittliche Mensch kann gut handeln, aber er kann sich nicht gut machen; ebenso wenig wird er, obwohl er in jedem einzelnen Falle seine sittliche Pflicht thun kann, jemals die Sicherheit gewinnen, daß seine Lebensführung dem sittlichen Ideale entspricht. Das ist

der Kern des Paulinischen Gedankens, daß kein Mensch aus eigner Kraft gerecht und selig werde. Auch nach zahllosen glücklichen Einzelgefechten wird er nie des Sieges sicher sein, weil er doch einmal straucheln kann. Wer aber das ganze Gesetz hält und auch nur in einem Stücke fehlt, der ist das Ganze schuldig (Jak. 2, 10). Gerade der sittlich ernste Mensch wird nie über das Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner eignen sittlichen Leistung hinwegkommen. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß je mehr wir uns unserm sittlichen, Ideale nähern, wir desto mehr den Abstand unsers thatsächlichen sittlichen Zustandes von unserm sittlichen Sollen empfinden; je mehr der Mensch sittlich wächst, desto größer werden auch die Anforderungen, die er an sich selbst stellt, und desto strenger wird der Maßstab, nach dem er sich selbst beurteilt. Wer anders empfindet, der neigt zur Selbstgerechtigkeit. So erreicht der Mensch, so lange das Gute ihm als ein einzelne gute Handlungen forderndes Gesetz gegenübersteht, nie das Ziel, nach dem er im sittlichen Leben strebt.

Hier ist der Punkt, wo die Religion helfend eingreift und ihre höchste Bedeutung für die Sittlichkeit offenbar wird.

Durch die innere Umwandlung, die Wiedergeburt der Gesinnung, die die Religion im Menschen bewirkt, wird in ihm eine innere Verfassung geschaffen, in der das Gute die unbestrittene Alleinherrschaft in seinem Herzen führt. So lange der Mensch nicht Gott, sondern sich allein vertraut, so lange ist der natürliche Instinkt der Selbsterhaltung und des Strebens, das egoistische Wohlbefinden zu fördern, nicht zum Schweigen zu bringen und führt immer wieder zum Kampfe mit der Bereitschaft zur sittlichen Selbstverleugnung. Auf jenem Standpunkt ist es ganz natürlich, daß der Mensch für sich selbst sorgt; das Gegenteil würde thöricht erscheinen. Wenn der Mensch aber ein solches Vertrauen zu Gott gefaßt hat, daß er gewiß ist, daß dieser wie ein liebender Vater in allen Fällen für ihn zu seinem wahren Besten sorgt, dann ist er der Sorge für sein eignes Wohl überhoben, und damit haben die egoistischen Reaktionen gegen seine sittliche Absicht, das Gute zu thun, das ihm vielleicht Nachteil bringt und Unlust bereitet, ihren Grund und ihre Macht verloren. Seitdem er sich in Gottes Schutz geborgen weiß, hat der Widerspruch des Egoismus gegen das Gute, das er will, aufgehört; dieses wird zur alleinigen Macht in ihm; er hat durch das Vertrauen auf Gott die Freiheit über sich selbst, über sein natürliches Wollen erlangt, sodaß er sich fortan unbeirrt dem Dienste des Guten weihen kann. So ist die gute Gesinnung, die Alleinherrschaft des Guten im Menschen, nach der er in der nichtreligiösen Sittlichkeit mit eignen Werken vergebens strebt, durch Gottes Gnade, durch den Glauben in ihm fest begründet.

Dieses Geschenk Gottes ist aber nun nicht nur eine Gabe, sondern auch eine Aufgabe. Es ist nicht anders möglich, als daß die gute Gesinnung mit innerer Notwendigkeit zu einem ihr entsprechenden Verhalten drängt. Wes Herz ganz von Liebe zum Guten erfüllt ist, der kann nicht anders als gut handeln. Aus dem Glauben folgen die Werke. Dann ist die einzelne gute Handlung nicht mehr etwas, das sich der Mensch im Kampfe mit seinem Egoismus abringt, sondern sie quillt aus der Gesinnung des Wiedergebornen hervor. So steht dem Menschen in der religiösen Sittlichkeit das Gute, das er soll, nicht mehr als ein Kampf erheischendes, Erfüllung forderndes Gesetz gegenüber, sondern es wirkt und lebt in ihm als schaffende, zur Bethätigung drängende Macht.

Dieser völlig andre Charakter, mit dem in der religiösen Sittlichkeit das Gute den Menschen nötigt, es zu thun, erhebt sie zu einer höhern Stufe der Sittlichkeit im Vergleich zu der von der Religion unabhängigen.

Beide, die nichtreligiöse und die religiöse Sittlichkeit, sind autonom und echt: in beiden wird das Gute um seiner selbst willen gethan. Der Unterschied ist, daß das Sittengesetz dort befolgt wird, weil es als gut und absolut gebietend anerkannt wird, hier, weil der wahrhaft religiöse Mensch gar nicht anders kann, als sittlich gut handeln. Die Nötigung, mit der das Sittengesetz dort und hier wirkt, ist so verschieden, wie das Motiv, aus dem ein Knecht für seinen Herrn und ein Sohn

im Eigentum seines Vaters arbeitet; die Arbeit dieser beiden kann äußerlich gleich erfolgreich sein, unterscheidet sich aber durch die Motive, aus denen sie geleistet wird.

Erst auf dieser höchsten Stufe der religiösen Sittlichkeit erhebt sich das vornehmste und schwerste Gebot der Sittlichkeit, das der Nächstenliebe. Auf der untersten Stufe der heteronomen Sittlichkeit begnügt man sich damit, daß das Gute überhaupt geschieht; in der autonomen fordert man die Lauterkeit des Motivs des sittlichen Handelns, daß es aus Liebe zum Guten, aus guter Gesinnung hervorgehen soll; in der religiösen Sittlichkeit wird gefordert, daß die gute Handlung mit liebevoller Gesinnung geübt werde. Das Gebot der Nächstenliebe verlangt, daß ich jeden Menschen, mit dem ich in sittliche Beziehung trete, auch meinen persönlichen Gegner, als sittliche Person achten und in seinen sittlichen Zwecken fördern soll. Die Erfüllung dieses Gebots ist nur auf religiösem Boden möglich; Liebe läßt sich nicht gebieten, nicht erzwingen; ich kann es über mich gewinnen, mich dazu zwingen, etwas, das mir wertvoll ist, im Interesse eines andern zu opfern, aber ich kann mich nicht dazu zwingen, es mit Liebe zu opfern. Das ist nur möglich, wenn die Liebesgesinnung als Macht in meinem Herzen lebt. Selbstlose Nächstenliebe ist nur dem möglich, der durch das Vertrauen auf Gott willige Freiheit und Herrschaft über sich und seinen Egoismus gewonnen hat.

Wenn wir behaupten, daß der wahrhaft religiöse Mensch nicht anders kann als sittlich gut handeln, so wollen wir damit nicht etwa sagen, daß die sittliche Führung eines solchen Menschen unfehlbar sei. Auch der Wiedergeborne fehlt und sündigt. Aber diese Fehler vermögen die Herrschaft des Guten in seinem Innern nicht zu erschüttern, solange sein Vertrauen auf Gott nicht schwankt und er das Böse, das er aus Schwachheit gethan hat, als etwas, das er nicht will, haßt.

Der Unterschied des sittlichen Lebens eines religiösen und eines nichtreligiösen Menschen läßt sich vergleichen der Art der Musikausübung eines wirklich musikalischen Menschen und eines solchen, der ein Instrument zu spielen gelernt hat. Auch der letztere kann ein Musikstück so einüben, daß er kaum einmal fehlgreift; aber er muß Takt für Takt auf die Noten achten; sobald er einmal nicht aufpaßt, ist er in Gefahr, den Zusammenhang zu verlieren, sobald er einmal die Vorzeichnung der Tonart außer acht läßt, spielt er falsch und bleibt vielleicht ganz stecken. Der Musikalische hat die Melodie und Harmonie in seinem Innern, sodaß er Noten und Vorzeichnung fast entbehren könnte; auch er greift wohl einmal fehl, aber das ist kein musikalischer Fehler, sondern eine Ungeschicklichkeit, die rasch und ohne das Ganze weiter zu stören oder gar zu gefährden, korrigirt ist.

Fassen wir das Resultat des Aufsatzes zusammen. Die religiöse Sittlichkeit ist dadurch der nichtreligiösen überlegen, daß nur die Religion dem Menschen die Freiheit über die Welt und über sich selbst gewährt, die dem sittlichen Menschen die Fähigkeit und Kraft giebt, alle Güter der Welt und ihren Verlust gering zu achten und mit seiner ganzen Persönlichkeit sich dem Guten zu weihen. Die Erkenntnis, daß die religiöse durch diese Vorzüge die höchste Stufe der Sittlichkeit bedeutet, hindert uns nicht, anzuerkennen, daß auch der nichtreligiöse Mensch echte Sittlichkeit üben kann; die Seligkeit wird er freilich nie erleben. Unmöglich aber ist es, daß echte Sittlichkeit religionslos ist, weil sie immer auf dem Glauben an eine moralische Weltordnung ruht. Das Gegenteil könnten wir nur dann zugeben, wenn es denkbar wäre, daß jemand das Sittengesetz für unbedingt verpflichtend hielte, ohne seine Allgemeingiltigkeit für alle Menschen und im Weltganzen anzunehmen, oder wenn er uns nachwiese, daß diese Annahme eine beweisbare Erfahrungsthatsache und nicht ein Glaubenssatz sei. Entbehren kann diesen Glauben an eine moralische Weltordnung nur die Sittlichkeit, die das Gute nicht um seiner selbst willen, sondern aus egoistischen Motiven thut; solches sittliche Verhalten verdient aber das Prädikat „echte Sittlichkeit“ nicht.

Also: echte Sittlichkeit nie religionslos, möglich als nichtreligiöse, vollkommen erst als religiöse Sittlichkeit.

* * *

Um etwaigen Mißverständnissen von vornherein zu begegnen, seien zum Schluß noch einige Gesichtspunkte hervorgehoben, die vielleicht unsre Auffassung der religiösen Sittlichkeit noch verdeutlichen helfen.

Wir wiederholen ausdrücklich, daß das Verlangen nach der Seligkeit, die die religiöse Sittlichkeit gewährt, niemals das Motiv der sittlichen Selbstverleugnung sein darf. Wer sie um jener Belohnung willen, die er dafür erwartet, übt, hat seinen Lohn dahin. Die wahre Seligkeit bietet sich nur ungesucht dem, der selbstlos, ohne dabei an sich zu denken, seine sittliche Pflicht thut, wie sie dem zwischen den Fingern entschwindet, der ihr nachjagt und sie schon ergriffen zu haben glaubt. Wer sein Leben liebt, der wird es verlieren, und wer es einsetzt, der wird es gewinnen.

Ferner: Die Religion hilft dem Menschen die Uebel, die im Gefolge der sittlichen Selbstverleugnung sind, ertragen und überwinden. Wodurch? Nicht etwa dadurch, daß sie von der traurigen Gegenwart auf zukünftige Freuden vertröstet. Das wäre doch nur dem Zuckerbrot zu vergleichen, das man dem Kinde, das sich wehgethan, verspricht, und würde nur bewirken, daß der Mensch den Schmerz still erträgt, nicht aber, daß er sich über ihn freut. Auch darin besteht die Hilfe der Religion nicht, daß sie die Last abnehme oder leichter mache; sondern darin, daß sie die Kraft so stählt, daß der Mensch das Tragen der Last, die auf ihm liegt, nicht mehr als schmerzlichen Druck, sondern als fröhliche Uebung seiner Kraft empfindet.

So ist die Religion keineswegs eine Krücke und Stütze für den sittlich Schwachen und Feigen, sondern ein Fittich für den Starken, den sie in neue Höhen trägt. Dieser Gedanke ist immer wieder zu betonen gegenüber der unter den Verächtern der Religion weitverbreiteten Auffassung, daß die Religion wohl für die Schwachen und Hilfsbedürftigen als Trost im Leiden und Sporn zum Handeln recht ersprießlich und notwendig, für den Jugendkräftigen und Lebensmutigen aber entbehrlich und überflüssig sei.

Aus diesem Gedankengange heraus könnte man schließlich unsre Ausführungen an einem dritten Punkte mißverstehen und angreifen. Auf unsre Behauptung, daß nur die Religion die Alleinherrschaft des Guten in der Gesinnung des Menschen bewirke, wird man vielleicht sagen: Das ist ja recht bequem für euch eingerichtet, daß euch das, wonach wir unser ganzes Leben lang ringen, und das wir, wie ihr wenigstens behauptet, trotzdem nie völlig erreichen, gleich als Ganzes geschenkt wird; hier sieht man es ja, daß die Religion nichts andres ist, als ein übernatürlicher, künstlicher Ersatz für die eigne sittliche Anstrengung, die man sich ersparen will, ein Ruhekissen für sittlich Träge; steht nicht unsre rastlose, nur sich selbst vertrauende sittliche Thatkraft höher, als jenes demütige Sichhingeben an eine fremde Macht! Hier haben wir den Grundirrtum zu beseitigen, als ob die Kraft, die der Mensch in der Religion von Gott erhält, seine eigne sittliche Kraftanstrengung entbehrlich machte. Wer sich den Zusammenhang, daß aus der rechten Gesinnung mit innerer Notwendigkeit ein sittlich gutes Verhalten, aus dem Glauben die Werke folgen, so mechanisch vorstellt, daß er sich in seinem Vertrauen auf Gott hinsetzt und wartet, daß ihn der heilige Geist zu guten Werken antreiben werde, der kann lange sitzen und warten! Der Satz, daß aus der Religion notwendig Sittlichkeit folgt, schließt die sittliche Selbstanstrengung so wenig aus, daß er sie vielmehr geradezu fordert. Der Glaube nimmt dem Menschen Kampf und Opfer nicht ab; vielmehr: wer nicht kämpft, trägt auch die Kron des ewgen Lebens nicht davon. Wer den Kampf der Sittlichkeit siegreich bestanden hat, der weiß, daß dieser Sieg ein übernatürliches Erlebnis war, daß er ihn nicht seiner eignen Kraft, sondern Gott verdankt. Für den aber, der vor dem sittlichen Kampfe steht, giebt es keinen andern Rat, als: überwinde und verleugne dich selbst!

Wie am Schluß des ersten, so führt auch hier wieder unser Thema: was bedeutet die Religion für die Sittlichkeit? zu der andern Frage, was die Sittlichkeit für die Religion bedeutet. Die richtige Antwort ist: die Sittlichkeit ist nicht nur die Sphäre, in der allein die Religion sich als

fruchtbar und lebendig bethätigen kann, sondern sie ist das Gebiet, auf dem die Religion sich um ihrer selbst willen bethätigen muß. Erstlich weil es keine andre Weise giebt, Gott wahrhaft zu dienen, als die selbstlose, nichts für sich begehrende Mitarbeit am Aufbau des sittlichen Endzwecks des Reiches Gottes; zweitens weil es einen andern sichern Weg nicht giebt, der Realität einer übersinnlichen Welt gewiß zu werden, als den der sittlichen Selbstverleugnung, d. h. sein sinnliches, irdisches Wohl für ein übersinnliches Ziel einzusetzen und dadurch die übernatürliche Lebenskraft zu erfahren, die den Menschen zum Herrscher über die Welt mit ihrer Lust und ihrem Leid macht. Ein weitrer Aufsatz über „Ethische Religion" mag diese beiden Behauptungen, daß es keinen andern wahren Gottesdienst und keinen andern sichern Gottesbeweis giebt, als die Sittlichkeit, begründen.

Aber geraten wir damit nicht in einen endlosen Zirkel: aus der Religion stammt die Kraft zur sittlichen Selbstverleugnung, und nur in der sittlichen Selbstverleugnung erlebt man die Wahrheit der Religion! Wo ist da Anfang und Ende?

Hier offenbar sich die enge Wechselbeziehung zwischen Religion und Sittlichkeit; sie gehören zusammen, es ist nicht zu sagen, welche von beiden der andern vorausgeht, sie können einander nicht entbehren.

Das gilt freilich nur dann, wenn die Religion wahr und die Sittlichkeit echt ist. Heteronome Sittlichkeit braucht keine Religion, und niemand wird in ihr etwas Uebernatürliches erleben. Ebenso ist nicht einzusehen, wie aus einer bloß dogmatischen oder zeremoniellen Religion sittliche Früchte erwachsen sollten, oder weshalb man einen wirklichen Wahrheitserweis braucht für das, was man aus Tradition oder Vorurteil festhält. In dieser Hinsicht erscheint es bemerkenswert, daß die Geschichte zeigt, wie die Sittlichkeit sich immer gerade dann von der Religion emanzipirt hat, wenn die öffentliche Religion verkümmert oder entartet war.

Wo aber die Religion wahr und die Sittlichkeit echt ist, da stehen sie im engsten Wechselverhältnis und können einander nicht entbehren. Die Religion ohne Sittlichkeit würde dem Schatze gleichen, der unbenutzt in der Erde liegt und rostet. Die Sittlichkeit ohne Religion wäre ein stetes Ausgeben ohne neue Einnahmen, das schließlich zum Bankrott führt. In der religiösen Sittlichkeit und ethischen Religion stehen Einnahme und Ausgabe im rechten Verhältnis: die Ausgabe des ererbten Vermögens ist hier Kapitalanlage, die selbst wieder Einnahmen bringt, die ihrerseits neue Ausgaben gestatten. Hier ist das richtige und gesunde Verhältnis zwischen Religion und Sittlichkeit.*)

Johannes Werner

Das Alte Testament gehört in den christlichen Religionsunterricht

Der Verfasser der Schrift „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des Protestantismus" hat die negativen Tendenzen dieser Broschüre in wenigen scharf pointirten Sätzen den Lesern der Christlichen Welt in Nummer 18 vorgeführt. Er will, daß die christliche Jugend zu Christo, zum Messias geführt werde, ohne daß sie einen mehr als flüchtigen Blick werfe auf die Religion, die den Messiasgedanken geboren hat. In die Originalität des Christentums will er einführen und doch das Christentum aller der individuellen, lokalen, nationalen Züge entkleiden, die ihm auf Grund seiner Entstehung aus der alttestamentlichen Religion anhaften. Das Buch will er aus dem Jugendunterrichte bannen, das das einzige Religionsbuch der jugendlichen Christenheit in der ganzen Zeit ihres ersten Bestehens gewesen ist. Wird das möglich sein? Von vornherein scheint die Möglichkeit trotz allen Bedenken nicht ausgeschlossen. Giebt es doch Pflanzen, die ohne Wurzeln versetzt, sich dennoch sofort auf fremdem Boden neu bewurzeln.

*) Auf Wunsch des Verfassers wird Folgendes berichtigt: Am Schluß des vorigen Artikels Spalte 493 (Zeile 6 von unten) sind zwischen eines und Mannes die Worte einzufügen: schwergeprüften, aber trotzdem sich selbst und seiner Pflicht treu gebliebenen.

Sollte nicht vielleicht auch das Christentum in sich selbst Kraft und Saft genug tragen, um auch losgelöst von seinen geschichtlichen Wurzeln, verpflanzt auf den Boden unsrer modernen Kultur, neue kräftige Wurzeln zu treiben?

Die erste These meines Gegners heißt: „Das Alte Testament ist für den christlichen Religionsunterricht entbehrlich. Das folgt . . . aus der Entstehung des Christentums.“ Denn das Christentum verhält sich zu Judentum und Heidentum gleich. Wenn es also entbehrlich ist, die Entwicklung der „Reichgottesidee“ bei den Cynikern und Stoikern unsern Kindern im Religionsunterrichte vorzuführen, dann gilt das Gleiche von der Volkgottesidee des Alten Bundes, dem zentralen Gedanken der ganzen alttestamentlichen Religion: sie ist entbehrlich.

Halten denn aber wirklich jene Andeutungen vereinzelter heidnischer Philosophen einen auch nur entfernten Vergleich aus mit dem, was Jahrhunderte hindurch das religiöse Leben eines ganzen Volkes bestimmt hat? Wer kann zu den gewaltigen Worten der gottbegnadeten großen israelitischen Propheten, zu der glühenden Innigkeit und zu der religiösen Tiefe eines Hosea, Amos, Jesaia, Micha, Jeremia auch nur eine gleichwertige Parallele aus den Werken der Geistesheroen Griechenlands anführen? Oder was will man den Psalmen gleichstellen? Ja, trotz aller partikularistischen Enge, trotz der Hülle vor Moses Angesicht: selbst der zornige, eifernde, rächende Gott des Alten Testaments steht tausendmal höher als der „unbekannte Gott,“ dem die Athener einen Altar aufgerichtet hatten, tausendmal höher als das „Seiende,“ als die „Gesamtheit der Ideen,“ als die „Weltseele.“

Die christliche Lehre gründet sich gewiß außer auf Alttestamentliches auch auf Hellenisches. Aber das Christentum selbst? Hat Jesus von Nazareth irgend welche religiösen Impulse aus der antiken Kulturwelt empfangen? Hat er, der Baumeister, für seinen Bau auch Steine aus den „heidnischen Prophetien“ entnommen? Nein, das Christentum ist seiner Entstehung nach „messiasgläubiges Judentum.“ Wer das bestreitet, beraubt das Christentum gerade seiner Originalität, wer es nicht zugiebt, macht, er mag wollen oder nicht, Jesum zu einem deus ex machina. Aber, höre ich meinen Gegner einwenden, dann ist ja das Christentum keine wirkliche Offenbarung, nichts an sich und durch sich vollkommen Neues mehr! — Ich meine doch, denn daß dieser Jesus von Nazareth, als Judenknabe beschnitten am achten Tage, unter das Judengesetz gethan, von dem er als Mann nicht ein Jota noch Hörnchen beseitigen wollte, der von sich sagte: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlornen Schafen vom Hause Israel, daß dieser schlichte jüdische Mann bei seiner Lebensführung, seinem Lebensgang, seinem Lebensende sich als den Messias des Volkes und der Welt, als den Heiland Israels und aller Menschen behauptet, und daß er von Gott als sein lieber Sohn anerkannt wird — das ist etwas vollkommen Neues, das ist eine wirkliche Offenbarung.

Und zum Verständnis solcher Gottesoffenbarung, zum Verständnis dieses Jesus von Nazareth sollte das Alte Testament entbehrlich sein! Gerade das Alte Testament giebt ja dieser Offenbarung ihre Originalität.

Ich kehre die Sätze meines Gegners um: Das Alte Testament ist für den christlichen Religionsunterricht unentbehrlich. Das folgt aus der Entstehung des Christentums. Das Christentum ist durch Christus entstanden. Wenn wir von seinem Entstehen reden, denken wir nicht in dem Maße an den geistigen, als an den leiblichen Christus nach seiner Abstammung aus dem Volke der Juden. Dieser ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte, weil er der Mittelpunkt ist der Geschichte des auserwählten Volkes. Und es giebt ein auserwähltes Volk. Die einzigartigen religiösen Konzeptionen dieses begnadeten Volkes, die ohne Beispiel sind in der Weltgeschichte, sind durch ihn vereinigt, unendlich vertieft, durch das Opfer seines Lebens besiegelt und zugleich der partikularistischen, nationalen Schranke entkleidet und Gemeingut aller Nationen geworden. So steht der Tod dieses jüdischen Mannes als Gottes höchste Offenbarung im Mittelpunkte der Weltgeschichte. Und niemand kann zu

einem eingehendern Verständnis dieser Offenbarung Gottes, dieses Mannes, Jesu Christi, kommen, der nicht auch seine originale geistige Nahrung in sich aufnimmt, die religiösen Gedanken des Alten Testaments, von denen er gesagt hat: Ich lebe von einem jeglichen Worte, das aus dem Munde Gottes geht — d. h. die Speise meines Geistes finde ich im Alten Testament, bei Mose und den Propheten!

„Noch schlagender wird die Entbehrlichkeit des Alten Testaments für den christlichen Religionsunterricht erwiesen durch klare Erwägungen über das Wesen des Christentums,“ so fährt der Gegner des Alten Testaments fort. Dieses Wesen des Christentums, die lebendige Gemeinschaft mit Christo, kann unsre Jugend nur erleben, wenn ihr Jesus selbst vor Augen gestellt wird. Dazu ist nötig, die „Zeit zu schildern, in der er lebte, eben die Kulturstufe seines Volkes, mit der sein Erscheinen zusammentraf,“ also die „neutestamentliche Zeitgeschichte.“ So weit gehen unsre Wege zusammen. Dann biegt der Gegner plötzlich von dem beschrittenen Wege ab und sagt: Dazu braucht man das Alte Testament nicht. Ich meine, dazu ist das Alte Testament unentbehrlich. Es ist sogar das allerwichtigste Stück der neutestamentlichen Zeitgeschichte und fast das einzige, das sich zu eingehender Behandlung in der Volksschule eignet. Das Alte Testament war doch für Jesus kein totes Buch — wie für Luther das Nibelungenlied —, es war lebendig und in einer Weise die bestimmende Macht des ganzen damaligen Volkslebens, daß ich mir gar keine Schilderung des religiösen Lebens jener Zeit denken kann, in der Mose und die Propheten nicht den breitesten Raum einnähmen. Auch der kürzeste Abriß könnte wohl von den apokalyptischen Hoffnungen der damaligen Juden allenfalls absehen, aber könnte ihm das Alte Testament entbehrlich sein? Wie wenig abgeklärt dieser Einwand gegen das Alte Testament ist, zeigt auch das Beispiel, das ihn erläutern soll. Stand Luthers Glaube in einer Beziehung zur Völkerwanderung? Schöpfte er Trost aus dem Nibelungenliede? Hat ihm die Gudrunsage Anfechtungen bereitet? Aber von allen den Geschichten des Alten Testaments — auch von den vielen darunter, die für unsern Jugendunterricht entbehrlich sind —, von allen gilt es, daß durch sie der damalige Jude sich in seinem religiösen Denken, Fühlen und Wollen durchaus bestimmen ließ. Und auch Jesus hat, was er auch im Alten Testament finden mochte, in Beziehung zu seinem religiösen Leben gesetzt. Man denke an Davids Genießen der Schaubrote. (Markus 2, 26; 1. Samuelis 21, 7.) Die Frage kann da also nie sein: ist das Alte Testament entbehrlich? sondern nur: welche Geschichten aus dem Alten Testament sind für unsern Jugendunterricht entbehrlich?

Damit widerlegt sich von selbst die Reihe einzelner Einwände, die aus dem Wesen der christlichen Religion gegen den Gebrauch des Alten Testaments erhoben werden. Das Glaubensleben des Alten Testaments ist zwar ein andres, aber doch kein „ganz andres“ als das des Neuen Testaments. Würde sonst Paulus, der so klar das Anderssein des neuen Glaubenslebens im Gegensatz zum Judentume erfaßte, einen Abraham als Glaubenshelden hinstellen? Die „niedre Offenbarungsstufe kann nicht auf der gleichen Höhe stehen wie die höhere,“ das ist unzweifelhaft, aber kann die Vorstufe nicht ins Heiligtum führen? Wollen wir unsre Kinder den steilen Bergesabhang über Felsen und Schluchten hinauf zum Heiligtum klimmen lassen, oder wollen wir sie die Vorstufen hinaufführen, die Gott selbst ins harte Gestein gehauen hat, die der Herr selbst hinauf gewandelt ist? Das Gleichnis hinkt nur insofern, als die Christenkinder schon von Jugend auf im Heiligtume sind. Aber kennt der seines Vaters Haus, der den Weg dazu nicht weiß? Und niemand vermag die Höhe eines Berges zu ermessen, der nicht herniedersteigt, vom Thale aus das Bild des Berges erfaßt und von Stufe zu Stufe zu seinem Gipfel zurückkehrt.

Weiter wird behauptet: das Alte Testament „enthält nichts, wodurch das christliche Lebensideal direkt vorbereitet würde.“ Mich führen die Reden vom Knechte Gottes, mich leitet das Buch Hiob, mich weist die Frömmigkeit der Psalmen direkt zu Christus. Nicht daß ich die ganze Fülle des christlichen Lebens-

ideals darin suchte oder hineindeutete, aber das behaupte ich allerdings, sie sind eines Wesens mit dem Christentum, sie bereiten sein Lebensideal direkt vor. Und was ich nannte, sind nicht eine „Anzahl von Sprüchen" und einzelne Erzählungen, die sich „da und dort im Alten Testament finden," sondern sie sind Kern und Stern der alttestamentlichen Religion, untrennbar mit ihrem Wesen verbunden. Und gilt von ihnen, daß sie direkt zu Christo führen, dann gilt auch der Satz, daß Israels Bundesreligion, daß das Alte Testament der direkte weltgeschichtliche Weg zum Messiaschristus, zum Christentum gewesen ist.

Geradezu abenteuerlich aber erscheint mir die Behauptung: „Christus hat selbst das Alte Testament als überwunden dargestellt" in Verbindung mit der andern: „Christus weist selbst darauf hin," daß der „Dekalog nicht für die Einführung in die christliche Ethik paßt," weil er „ihr gegenüber zu arm ist." Zugegeben, er ist ihr gegenüber arm. Aber zu arm? Und paßt er darum nicht zur Einführung? Kann der Arme nicht bereichert werden? Thatsächlich hat ihn der Herr doch selbst zur Einführung benutzt. (Matth. 5, 17 ff., 21 ff., 27 ff., 33 ff.) Nicht nur den Dekalog, noch viel „ärmere" Gesetze hat er zur Einführung verwendet: Matth. 5, 31 ff., 38 ff., 43 ff. Die ausführlichste Darlegung der christlichen Sittenlehre, die wir aus dem Munde des Herrn besitzen, die Bergpredigt, benutzt durchweg das Gesetz des Alten Testaments als Einführung. Nicht etwa aus psychologischen Rücksichten, um an Bekanntes anzuknüpfen, that das der Herr, sondern weil er seine Lehre dem Alten Testamente wesensverwandt wußte. Findet er doch in einem Worte des Gesetzes das Wesentliche seiner ganzen Ethik. Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten wie dich selbst. Thue das, so wirst du leben! Damit ist es dem Herrn ernst. Leben aus dem alttestamentlichen Gesetze! — Da wollen wir kleinen Pädagogen doch lieber dem großen Pädagogen folgen und ruhig weiter unsre Kinder durch die heiligen zehn Gebote zu christlicher Sitte führen, wie er es uns gezeigt und Doktor Luther es uns gelehrt hat. Also zweitens: um seines Wesens willen gehört das Alte Testament in den christlichen Jugendunterricht.

Ueber das dritte, das psychologische Bedenken kann ich mich kurz fassen. Es ist da dem Gegner ein Fehlschluß untergelaufen. Er meint, wenn sich das Alte Testament nicht zur erstmaligen Anknüpfung eignet, eignet es sich überhaupt nicht dazu. Es scheint mir unzweifelhaft richtig, dem Christenkinde in der Schule zuerst nur rein Christliches zu bieten. Aber unterliegt es dann irgend einem psychologischen Bedenken, an das Christliche Vorchristliches anzuknüpfen, um dann auf dem Vorchristlichen wieder verständnisvoll Christliches zu erbauen? Ich wüßte nicht, was die Psychologie dagegen einwenden sollte, auch nicht die Völkerpsychologie. Gewiß gilt von ihr das Wort, das der Gegner anführt: mancherlei Gaben und ein Geist. Aber gerade darum wollen wir kein Christentum, das von den mancherlei Gaben des Alten Testaments absieht. „Das Christentum individualisirt," aber gerade deshalb dürfen wir ihm den individuellen Charakter nicht nehmen, den ihm die Psyche des israelitischen Volkes verliehen hat, gerade durch Vernachlässigung des Alten Testaments kommt es zu dem verpönten „uniformen, nivellirten" Christentum. Und die deutsche Volksseele braucht sich nicht zu scheuen vor der Verschwisterung mit der nationalen religiösen Begeisterung, die aus dem Munde eines Israeliten wie Jesaia gesprochen hat.

„Der prophetische Messiasmantel soll der heiligen Gestalt Christi von den Schultern genommen werden, damit die Herrlichkeit des Menschensohnes uns entgegenstrahle." Nun bedeutet doch sowohl „Christus" als auch „Menschensohn" nichts andres als Messias. Es ist mir da ein psychologisches Rätsel, wie die Herrlichkeit des Messias mir entgegenstrahlen soll, wenn ich dem Messias den Messiasmantel nehme. Und wenn ich selbst Menschensohn in dem Sinne von Weltheiland fasse, ein Weltheiland ohne den prophetischen Messiasmantel hört auf, mir und meinen Schulkindern anschaulich und psychologisch verständlich zu sein. Darum drittens aus psychologischen Gründen: das Alte Testament gehört in den christlichen Religionsunterricht!

Zum Schluß eine Bitte an die Leser. Lesen Sie die Schrift: „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung."*) Sie enthält sehr viel Wertvolles und Positives, ganz entgegen den rein negativen Ausführungen des Verfassers in Nummer 18. Die scharfe Zuspitzung seiner verneinenden Kritik in dem kurzen Artikel hält uns nicht ab, das Wertvolle seiner positiven Gedanken zu beachten. Ich hoffe noch Gelegenheit zu haben, mich mit ihnen auseinanderzusetzen. Aber das kann ich erst, nachdem ich mit aller Entschiedenheit die Zumutung des Verfassers, das Alte Testament gänzlich aufzugeben, zurückgewiesen habe. Es fällt mir oft blutsauer, im Alten Testamente zu unterrichten, aber ich lasse mir das Alte Testament doch nicht aus meiner Schule nehmen. Denn wir haben dann keine christlichen Gemeinden mehr, wenn es uns nicht gelingt, sie in ein christliches Verständnis des Alten Testaments einzuführen.

F Sch

Der fünfte Evangelisch-soziale Kongreß

2. Die soziale Frage und die Predigt

Konsistorialrat Professor D. Cremer aus Greifswald führte Folgendes aus:

Der evangelische Geistliche kann der sozialen Frage nicht gleichgiltig gegenüberstehen, selbst wenn sie es nur zu thun hätte mit dem Ausgleich der materiellen Interessen, denn er ist der geborne Anwalt der Armen und Bedrückten. Aber es giebt keine nur materielle, nur wirtschaftliche Beziehung der Menschen zu einander; diese ist vielmehr immer zugleich eine sittliche oder unsittliche. Erst recht darum kann das geistliche Amt nicht unthätig beiseite stehen, wo es gilt, diese Seite der Sache zu vertreten und gegenüber Schuld und Sünde der sittlichen Wahrheit rückhaltlos und rücksichtslos Bahn zu schaffen. Es versteht sich von selbst, daß der evangelische Geistliche diese Aufgabe nur im Geiste des evangelischen Christentums auffassen kann. Aber wie?

Die Kirche darf gewiß sein, daß es ihr, wenn sie nur will und darum betet, nicht an den Gaben fehlen wird, die für diese Aufgabe nicht der Lösung, sondern der Mitarbeit an der sozialen Frage erforderlich sind. Dies gilt auch von dem Stück Mitarbeit, um das es sich hier handelt, der Predigt.

Die Befürchtung liegt ja nahe, daß Mühe und Streit des Alltags auch in den Sonntag hineingetragen, der Feiertag zu einem Tag neuer Arbeit und Unruhe verfälscht wird, wenn die zeitlichen Angelegenheiten nicht einmal während des Gottesdienstes schweigen sollen. Denn diesen Angelegenheiten wohnt eine elementare Kraft inne. Je mehr der Prediger für sie interessirt ist, desto energischer muß er die Fühlung mit der obern Welt, mit der einzigen ewigen Wirklichkeit festhalten, um das Evangelium vor der Verwirrung zu bewahren mit Fragen, auf die es keine Antwort zu geben vermag. Ueber Normalarbeitstag, internationale Regelung der Gütererzeugung, des Arbeitsmarkts u. s. w. sollen die reden, die Verstand davon haben. Gottes Wort sagt dem Prediger darüber nichts. Auch soll er sich hüten vor der Sentimentalität, die sich unbesehens die Einteilung der Menschen in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung in eine arbeitende und eine nichtarbeitende Klasse, in Arbeitsbienen und Drohnen aneignet in dem mehr als naiven Glauben, damit den beteiligten Arbeitern das Christentum zu empfehlen. Weder die heutige noch irgend eine bessere Gesellschaftsordnung ist ein Glaubensartikel, und darum hat die Predigt mit der Gestaltung einer solchen nach ihrer wirtschaftspolitischen Seite hin nichts zu thun, damit sie nicht zu ewigem Recht mache, was zeitliches Recht oder Unrecht ist. Der Prediger kann vielleicht überzeugt sein, daß die alte Gesellschaftsordnung sich überlebt hat; aber er darf auch von etwas anderm überzeugt sein, wenn er sein Amt begreift. Nämlich: wenn Gottes Ernst und Güte

*) „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus" von einem christlichen Theologen. Leipzig. Grunow. 1893. 2 Mk.

eine neue Gesellschaftsordnung aufkommen lassen will, wird er den Mann uns schenken, der diese Reform geistesmächtig schafft; aber ganz gewiß wird es kein Pastor, kein Prediger sein! Das Amt hat eine höhere Aufgabe: den Leuten den Heiland vor die Augen zu malen, denselben, der da gesagt hat: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Teiler über euch gesetzt?

Indem die Predigt dem christlichen Volke zu einem rechten Sonntag hilft, thut sie ihm den denkbar größten Dienst auch für das wirtschaftliche Leben. Die Hörer sammeln in ihr Kraft, mit ungebrochnem Mut auch dann noch weiterzuringen mit den Problemen ihrer materiellen Existenz, wenn auch dem ehrlichsten Streben das irdische Ziel immer weiter zu rücken scheint. Sie lernen warten auf den lebendigen Gott und seine Barmherzigkeit, mitten in dem scheinbar so unbarmherzigen Getriebe des geschlossenen Weltzusammenhangs. Das Evangelium von Christo, dem Versöhner, von dem Herrn, der die Seinen kennt, das giebt Tragkraft und — Thatkraft. Nur verkündige man den lebendigen Heiland, nicht bloß den, der gelebt hat, sondern der lebt und regiert, den lebendigen Gott, nicht bloß Gedanken von ihm. Der Mensch braucht zum Leben etwas andres als eine Gedankenwelt, in die er sich oder wir ihn einspinnen, er braucht eine Welt der ewigen Realitäten, in der er festen Fuß fassen kann. Er braucht einen wirklichen Gott, der ihn hört, wenn er betet: Unser täglich Brot gieb uns heute. Hier gilt es glauben, was man predigt. Das ist eine eminent praktische Forderung. Der Trieb, sie gering zu schätzen und dafür die wirtschaftliche Seite der sozialen Frage in die Predigt hineinzuziehen, den wir Liebeseifer heißen — geht er nicht vielleicht aus einem geheimen Unglauben hervor? Erhalten wir dem Volke den Segen des Sonntags, da einmal die irdischen Geschäfte schweigen sollen, indem wir ihm ganz und rein das Evangelium predigen von dem lebendigen Gott und barmherzigen Heiland!

Das ist das Erste, aber es ist nicht alles. Die Erkenntnis ist jetzt Gemeingut geworden, daß das gesamte Weltleben in unzerreißbarem Zusammenhange in einander greift. Wir sind für einander da. Ja, aber wir sollten anders für einander da sein. Wie anders? Damit daß Besitz und Rechte anders geregelt würden? Eine Gesellschaftsordnung, in der die Menschen nur vom Rechte leben, bricht notwendig zusammen; denn Gesetz und Recht allein schaffen nur Sklaven. Wir sind in Gefahr, zurückzusinken in den Irrtum der alten Welt, die eben an ihrer Gesellschaftsordnung zu Grunde ging. Demgegenüber brachte das Christentum ein Neues. Es bindet die Menschen anders an einander, als durch das Naturgesetz des Gesellschaftslebens. Wir können heute kaum den Eindruck ermessen, den das Wort des Apostels machen mußte: Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Weib, sondern ihr seid allzumal einer in Christo Jesu. Dies in der christlichen Gemeinde verwirklicht war etwas andres als der kühnste Traum Platos vom Staate, obwohl er etwas ahnte von dem Aneinandergebundensein aller. Das Christentum hat eine Gemeinde geschaffen, deren Grundgedanke auch noch der Grundgedanke der durch das Christentum umgewandelten Volksgemeinde ist. In beiden gilt: So sind wir nun viele ein Leib, aber unter einander ist einer des andern Glied. Daß unsre Gesellschafts- und Rechtsordnung den Unterschied zwischen Berechtigten und Rechtlosen, zwischen Freien und Unfreien nicht mehr kennt, das ist eine Frucht davon. Die Predigt nun kann und darf nicht schweigen von dem, was ebenso die Christengemeinde macht, wie die Volksgemeinde. Sie kann und darf damit zugleich nicht schweigen von der Bedeutung des Christentums für die Gemeinschaft des gesamten Volkslebens und von seinen Ansprüchen an sie. Denn diesem wird sein Bestes genommen, wenn wir sein Aneinandergebundensein hinnehmen als Naturnotwendigkeit. Freies Dienen, das ists, womit wir das starre Naturgesetz des Weltzusammenhanges überwinden. Hier liegt die sittliche Seite der sozialen Frage, die erst das Christentum nicht bloß erschlossen, sondern selbst geschaffen hat. Hier ist die unmittelbare soziale Aufgabe der Predigt gegeben. Sie soll den Gemeingeist wecken, der allein wirkliches Füreinandersein schafft. Das Christentum ist nicht Privatsache, sondern

Gemeinschaftssache. Sobald der Einzelne Christ ist, sobald steht er in der Gemeinschaft. Wer sich von ihr löst, löst sich von Christo.

Wie viel die Predigt nach dieser Richtung hin versäumt hat, wissen wir nur zu gut. Wird ihr denn gar so Schweres zugemutet? Wir predigen mit vollem Recht Einzelbekehrung. Die Bekehrung geschieht durch Glauben. Was sollen, was dürfen wir glauben? Also hat Gott die Welt geliebt; Christus ist die Versöhnung für der ganzen Welt Sünde. Wenn ich es für irgend einen nicht glaube, dann kann ich es auch nicht für mich glauben. Wenn einer ausgenommen ist, dann bin ichs. So wird der Glaube, indem ich an meine Erlösung glaube, zum Glauben für die andern. Es geht nicht anders. Das giebt aber ein Bewußtsein der Gebundenheit, das tiefer greift als Blutsverwandtschaft. Wenn ich allen Glauben hätte und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze, d. h. doch: der Glaube hält nicht stand, der nicht zugleich ein Glaube für die andern ist. Wir predigen die Liebe nur zu sehr bloß als Pflicht, als Tugend; aber das Wort, das sie erzeugt, das ist das Wort vom Glauben. Hier liegen die Wurzeln des Einflusses unsrer Predigt auf das soziale Verhalten.

Wie der Christ seinen Glauben nicht für sich allein hat, so weiß er, daß er nichts für sich allein hat, alles für andre. Sein Leben ist für niemanden etwas wert, auch für ihn nicht, wenn er nicht für die andern lebt. Das im Schweißtuch vergrabene Pfund wird einst von ihm genommen werden. Nur Liebe ist Leben. Die andern haben ein Recht auf uns, wenn auch kein Recht, das Menschen erzwingen können; Gott tritt dafür ein, der Richter und Rächer der Rechtlosen. So z. B. das Eigentum: nicht andre, auch nicht die Gemeinschaft hat darüber zu verfügen, sondern ich, ich allein; aber niemand nimmt mir auch die Verantwortung dafür ab, wie ich darüber verfüge. Damit ist meine Freiheit, mein Recht göttlich beschränkt.

Das alles ist nur eine Macht dort, wo der Glaube, die Gabe des Evangeliums, ins Herz eingedrungen ist. Können wir erwarten, daß solche Predigt noch etwas wirkt? Die begeisterte Zustimmung allein thuts nicht. Unsre Predigt darf nicht nur Liebe als Gesetz und Ideal verkündigen, sondern muß wirkliche Erlösung geben. Wo sie so als Glaubenspredigt faßt, da wird sie zur gewaltigen sozialen Bußpredigt. Denn dem von ihr Ergriffnen geht ein Licht darüber auf, was ein verlornes Leben heißt, was das heißt, ein unnützer Knecht sein, niemandem zum Segen gelebt haben. Er merkt, wie unselig tief er mit drinsteckt in diesem Materialismus, dem der Mensch nur so viel wert ist, als er Werte produzirt oder bezahlt. Unermeßlich dehnt sich vor unsern Augen das Meer von Sünde und Schuld der Welt. Es ist unsre Sünde und Schuld. Verstehen wir das, so werden wir recht predigen können von Gemeinschuld oder Gesamtschuld. Nämlich so, daß durch deren Erkenntnis unsre Schuld sich nicht verringert, sondern vergrößert. Solche Predigt ruft das böse Gewissen wach und im bösen Gewissen die ersten Anfänge des Gemeinsinns. Das wäre der erste Anstoß einer sittlichen Reform, ohne die eine Reform des wirtschaftlichen Lebens eine Unmöglichkeit ist. Aber dieser Gemeinsinn muß wachsen und erstarken, und zwar bis er noch die Ewigkeit des andern mit umspannt. Die Liebe, die für die irdischen Angelegenheiten des Mitmenschen eine gewisse Begeisterung an den Tag legt, sinkt leicht wieder in sich zusammen; ihr wirds bald zu viel. Jemanden lieben und nicht die Ewigkeit für ihn begehren, das ist nicht Liebe. Echte Liebe kann nur verkündigt werden, wenn wir das Evangelium von der Erlösung predigen. So haben wir wieder eine direkte soziale Verpflichtung der Predigt: sie soll im Menschen einen Gemeinsinn wecken, der Zeit und Ewigkeit der andern umspannt.

Diesen Gemeinsinn im ganzen Volke wachzurufen, werden wir nicht hoffen dürfen. Aber wir müssen predigen, als wollten wir die ganze Welt bekehren; ja nicht bloß als wollten wir es, sondern wir müssen es wollen. Das verträgt sich sehr wohl mit der Erkenntnis, daß die Bekehrung immer Einzelbekehrung sein wird. Sie ist Einzelbekehrung auch in den Zeiten, wo ein Wehen des Geistes das ganze Volk ergreift, wie Israel zu Josias, Esras und Nehemias Zeit. Wirkt unsre Predigt

auf die Gemeinde als Ganzes, so beginnt erst recht die Arbeit an den Einzelnen, und was wir schon wissen, erfahren wir dann: es bleibt doch bis zum Ende der Tage bei dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben. Ernst und treu soll daher die evangelische Predigt darauf hinweisen, daß die Christenheit sich nicht in diesseitige Utopien verlieren darf, sondern geduldig des Tages warten muß und kann, da ihr Herr und Haupt vom Himmel wiederkommt zum Gericht und sein Wort einlöst: Siehe, ich mache alles neu!

Der Diskussion, die auf diesen Vortrag folgte, habe ich nur mit großen Unterbrechungen beiwohnen können. Doch hat ein Blatt wie das unsrige weniger die Aufgabe, sie zu schildern, als sie fortzuführen.

Cremer hat in lapidaren Zügen die eine große Hauptsache gesagt, die zu seinem Thema gesagt werden mußte. Nämlich, daß die Predigt Glaubenspredigt sein soll und nichts andres. Verlangt man von ihr Dienste, die ihr Wesen, ihren Beruf, Glaubenspredigt zu sein, gefährden, so hat sie schlechthin zu versagen. Aber durch das Wesen unsers christlichen Glaubens ist dafür gesorgt, daß die Glaubenspredigt soziale Wirkung thut. Ja die allergewaltigste, innerlichste, unentbehrlichste.

Mit dieser grundlegenden Ausführung hat Cremer keinen Widerspruch zu gewärtigen auf der ganzen Linie der Freunde des Evangelisch-sozialen Kongresses, am wenigsten bei uns. Von aller Freude, die wir an den warmen und tiefen Worten hatten, war dies uns die liebste, daß wir uns in dem Zentrum unsrer religiösen Stellung ganz zusammenfanden. Es kann doch mit dem Gegensatz der theologischen Richtungen so weit nicht her sein, wie es manchmal scheint, wenn die Sprache, die Cremer auf dem Kongreß geführt hat, so allgemein verstanden wird. Und ich darf noch mehr sagen: konnte es einen reinern Zusammenklang geben als die Rede Cremers am Anfang, die Rede Harnacks am Schluß, wenn man sie auf ihre religiöse Grundstimmung prüft, auf das, was sie vom Glauben zu sagen hatten, von seiner Superiorität gegenüber allen sozialen Fragen und Zumutungen und von seiner Verpflichtung an sie?

Aber wie dankbar ich Cremer dafür bin, daß er dem Kongreß kräftig und klar seinen rechten religiösen Stand angewiesen hat, so wenig kann ich seine Behandlung des Themas für erschöpfend ansehen.

Ich setze mich zu seinen Füßen als praktischer Pfarrer. Ich soll predigen, und draußen in der Welt tobt das Ungetüm, das man die soziale Frage nennt. Ich frage ihn: Wie soll ich als Prediger auf der Kanzel es mit ihr halten? Er sagt mir: Glaube nur und predige Glauben!

Ich bin ein schlichter Landpastor und habe eine kirchliche Gemeinde. Aber die Sozialdemokratie dringt mit ihrer Agitation bis in mein Dorf. Gestern war Reichstagswahl. Zum erstenmal wurden sozialdemokratische Stimmen abgegeben, einige siebzig in meiner Gemeinde. Ein Ereignis ists. Kann ich auf der Kanzel davon schweigen? Was soll ich predigen? Soll ich die Sozialdemokratie schildern als die einzige Partei im Reich, der man nicht angehören kann, ohne sein Christentum aufzugeben? Soll ich sagen: die wirtschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie kümmern mich nicht, aber hütet euch vor ihrem Atheismus? u. s. w. Ich meine, das Verhalten der Predigt zur Sozialdemokratie war auch eine wichtige Seite des gegebnen Themas.

Oder ich stehe auf einer Stadtkanzel und habe vor mir Arm und Reich. Ich predige dem Armen Zufriedenheit, Ludwig Richtersche christliche Zufriedenheit. Sie ist ein köstlich Ding. Ich predige dem Reichen Barmherzigkeit; sie ist noch köstlicher, denn sie macht dem Vater im Himmel ähnlich. Aber habe ich dieser modernen sozialen Sphinx gegenüber meine Pflicht gethan? Wenn der Reiche barmherzig ist über das Maß der Besten hinaus, ringsum in seinem Kreise allen Mangel stillt, großartige Stiftungen macht, ja wenn er aus Glaubensgehorsam verkauft alles, was er hat, und giebt es den Armen: ist damit das soziale Problem auch nur ein wenig seiner Lösung näher gerückt? Wissen wir weiter nichts? Haben wir weiter nichts? Und wenn der Arme zufrieden ist, ein ergreifendes Exempel dessen, daß der Christ noch immer beides kann, satt sein und hungern: hat er der heutigen Menschheit den Dienst gethan, den er ihr als Christ schuldig ist? Muß ich ihm nicht predigen, daß er zwar als Gottes Kind zufrieden sein soll auch mit dem Wenigen und getrost auch im Mangel, daß er aber mitteilnehmen soll an dem Vorwärts- und Aufwärtsstreben seines Standes, mit Hand anlegen an die Besserung der Gesamtlage, die er zwar als Christ tragen kann, aber die zu ändern kein Gott und kein Glaube verbietet? Muß ich dem Reichen nicht sagen — und auch Cremer sagte es in seinem Vortrage —, daß die Zeit der Almosen vorüber ist? Ja, was ist an die Stelle getreten? Einrichtungen und Rechte! Und so gewiß ich das Technisch-Wirtschaftliche gern werde beiseite lassen, drängt sich in dem Moment, wo ich von Zuständen, Einrichtungen und Rechten rede, nicht das Wirtschaftliche mächtig herein auch in die Predigt? Man mag dem Prediger laut zurufen, daß er lasse von dem, was er nicht kennt, nichts Unreifes und Unsinniges predige, man mag prinzipiell die Gebiete noch so klar scheiden — — aber wo ist in praxi die deutliche Grenze zwischen dem religiös-ethischen und dem wirtschaftlichen Gebiet?

Und noch einmal da unter der Kanzel die Leute aus mancherlei Ständen und Klassen, der vorhandne Klassenkampf selber. Er ist doch da. Keine akademische Betrachtung, keine Glaubenspredigt schafft ihn aus der Welt. Ist er Sünde? Soll ich die ganze Schärfe des Gotteswortes gegen ihn richten? Oder soll ich ihn einfach anerkennen als etwas von beiden Seiten Berechtigtes? Soll ich ihn ethisiren? Beiden Teilen aus dem Evangelium den Geist geben, ihn recht zu führen? Das Beste, was Max Weber am ersten Nachmittag gesagt hat, war mir sein Wort von der Legalisirung des Klassenkampfes. Mit irgend welcher Legalisirung hat das Christentum nichts zu thun. Aber wenn wir nicht leugnen, daß der heutige Klassenkampf eine Notwendigkeit ist, daß er irgendwie zu Ende gekämpft werden muß, hat da die Predigt nicht eine Riesenaufgabe zu lösen?

Als Glaubenspredigt gewiß. Aber indem der Vortragende uns das recht ans Herz legen wollte, was Wesen, Beruf, Kraft der Predigt ist, hat er das andre Stück seines Themas „die soziale Frage" minder beachtet. Er hat uns die modernsten Nöte, die eben diese „soziale Frage" gerade dem gläubigen Prediger schafft, nicht überwinden gelehrt. Es war die Stärke und die Schwäche seines Referats, daß es auch in den fünfziger Jahren hätte gehalten werden können, daß es in gewissem Sinne zeitlos war. Das eigentlich Religiöse ist immer zeitlos. Aber in der Berührung des Ewigen mit dem Zeitlichen liegen eben die Schwierigkeiten. Und die Ueberwindung des Zeitlichen durch das Ewige, das ist der Sieg, nach dem unsre Seele verlangt.

Fällt der Predigt, wie Cremer, Generalsuperintendent Lohr, Harnack es wollten, doch im Grunde nur die Pflege des religiösen Lebens in engerm Sinne zu, so folgt allerdings für den modernen Geistlichen und die moderne Kirche unmittelbar die Pflicht, neben der Predigt eine andre Art Rede zu pflegen, nämlich die in Gemeinde- und Volksversammlung. Daß Generalsuperintendent Lohr dafür energisch Gemeindehäuser forderte, ist mir besonders lieb gewesen. Aber solange wir keine solchen haben? Solange die Predigt das einzige Organ ist, durch das wir auf die Gemeinde zu wirken haben? Denn auf die private Seelsorge verweist man uns nicht. Alles, was in die Seelsorge hineingehört, das gehört — sachlich und prinzipiell — auch in die Predigt hinein.

Endlich der eschatologische Ausblick des Redners. Ich bin mit ihm der Glaubensüberzeugung, daß der allmächtige Gott einst dieser vergänglichen Welt durch eine Katastrophe ein Ende und „alles neu" machen wird. Aber wie erfüllt nun dieser Aussicht gegenüber die Predigt ihren sozialen Beruf? Predigen wir im Wetteifer mit den Irvingianern die Erwartung des unmittelbaren Eingreifens der göttlichen Allmacht in die soziale Entwicklung, so wird die Wirkung auf die Gemeinde schwerlich die sein, daß sie sich ermannt, an die Gestaltung eines Neuen ihre ganzen Kräfte zu setzen. Müssen wir also nicht zugleich predigen, daß der Christ zwar im Glauben als letzte Zuflucht die Hoffnung des göttlichen Weltgerichts hat, daß aber diese Erwartung das uns praktisch Bestimmende und ganz Erfüllende nicht sein darf? Daß wir auf Besserung sinnen und dafür arbeiten müssen, als gälte es nur „Weltverklärung" durch unser Thun?

Ich bin der Meinung, daß alle diese Fragen auf der Grundlage des Cremerschen Referats sehr wohl eine Antwort erfahren könnten, die wenn nicht überall, so doch in weitestem Umkreis befriedigt. Und es ist meines Erachtens nunmehr Zeit, daß wir zur Formulirung solcher Grundsätze für die evangelische Predigt kommen. R

Noch einmal: Kirchenpolitisches aus Preußen

Das Gesetz, betreffend die Abänderung der preußischen Kirchenverfassung, ist am 1. Mai vom Abgeordnetenhause nach der Regierungsvorlage in dritter Lesung angenommen worden. Wir haben keinen Grund, nochmals auf den Inhalt des Gesetzes einzugehen. Keines der geäußerten Bedenken hat unser Urteil geändert, daß es harmlos und in gewissem Sinne nützlich und wünschenswert ist. Daß der § 35 der Kirchengemeinde- und Synodalordnung nicht staatsgesetzlich gebunden worden ist, bedauern wir zwar lebhaft; aber nach den Worten des Ministers möchten wir doch nicht befürchten, daß hier eine unmittelbare Gefahr droht. Und am § 34, der die Ausschlußfälle vom aktiven Wahlrecht festsetzt, liegt uns gar nichts.

Aber die Beratungen über den Gesetzesentwurf haben sich zu solcher Lebhaftigkeit und Leidenschaft erhoben und sind in der Presse so reichlich ausgebeutet worden, daß es uns nötig scheint, darauf noch einen Blick zu werfen. Vergegenwärtigen wir uns kurz die Hauptmomente dieser Beratungen. Am 15. März stand das Gesetz im Herrenhause auf der Tagesordnung und fand dort sofort eine unerwartet scharfe, aber der Bedeutung der Sache würdige Opposition, der in ebenso würdiger und maßvoller Tonart vom Minister und dem Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates erwidert wurde. Nicht ohne ein teilweises Entgegenkommen gegen die Wünsche der Opposition wurde der Entwurf angenommen. Am 12. und 13. April wurde er im Abgeordnetenhause in erster Lesung beraten. Wieder bemühte sich der Minister, den Entwurf rein sachlich zu behandeln und alle daran anknüpfenden Stimmungen und Verstimmungen zu zerstreuen. Es gelang ihm nicht ganz. Zwar die ersten Redner dagegen und dafür suchten dieselbe Tonart festzuhalten; sie wurde aber immer gereizter und artete namentlich durch Stöckers heftige und bittre Kampfesweise peinlich aus. Die eingesetzte Kommission brach aus einander, — schroffe Ablehnung auf der einen, Aerger auf der andern Seite machten das Bemühen des Ministers vergeblich, die streitenden Parteien auf einem Mittelwege zu vereinigen. Die zweite Lesung am 28. April begann sogleich mit einer leidenschaftlichen, unsachlichen und tendenziösen Rede des Herrn von Eynern, die dann Stöcker durch eine mit verletzenden Ausfällen, ja, man muß sagen, Beschimpfungen und Verdächtigungen gepfefferten Rede zu übertrumpfen suchte. Die Stimmen der Besonnenheit und Sachlichkeit gingen in diesem Kampfesgetümmel unter. Stöcker erntete eine verdiente, aber natürlich wieder überscharfe Entgegnung, das Gesetz trat in dem Hin und Her der Redner ganz hinter einer persönlichen Fehde zwischen Stöcker und seinen Gegnern zurück, und schließlich streifte die Debatte hart an die Grenze dessen, was unter anständigen Menschen noch für erlaubt gilt. Und das Ergebnis? Ohne namentliche Abstimmung wurden die Anträge abgelehnt, §§ 7 und 63 der Kirchengemeindeordnung und § 30 der Generalsynodalordnung, ebenso § 35 der Kirchengemeindeordnung zu binden. Endlich fiel auch der letzte und bescheidenste Antrag, wenigstens den ganzen § 34 festzulegen, in namentlicher Abstimmung mit 167 gegen die 112 Stimmen der Konservativen und des Zentrums: die Majorität der Evangelischen war also dafür. Warum die Konservativen sich darauf gesteift haben, den Wunsch dieser evangelischen Majorität mit Hilfe des Zentrums zu vereiteln, trotzdem der Minister ihn für annehmbar erklärt, und trotzdem sie selbst es weit abgewiesen hatten, daß der § 34 jemals im konfessionellen Sinne geändert werden könnte, bleibt unverständlich, wenn man nicht annehmen will, daß ihnen die Bundesgenossenschaft des Zentrums unter allen Umständen sympathischer ist, als die der Mittelparteien. In der Gesamtabstimmung änderte sich das Resultat dadurch, daß die Freikonservativen trotz ihres

Bedenkens gegen die Freigabe der §§ 34 und 35 für das Gesetz stimmten; so war das definitive Ergebnis in der dritten Lesung am 1. Mai 257 Stimmen mit Ja und 92 mit Nein. Schließlich ist also auch die Majorität der Evangelischen für das Gesetz eingetreten.

Es sei gestattet, an diesen Ueberblick zwei Reflexionen anzuknüpfen. Zuerst, welch eine Unsumme von Erbitterung, Verhetzung, Mißtrauen hat diese Beratung aufgewühlt! Und nicht nur die parlamentarische Debatte: ich kann aus eigner Erfahrung versichern, daß die Gemeinden durch den Entwurf aufs tiefste erregt worden sind, ohne daß irgend eine Agitation von außen oder von den Geistlichen an sie herangetreten ist. Dabei ist natürlich das Gesetz selbst gründlich mißverstanden worden. Aber das ist hier gleichgiltig, das Auffallende und Schmerzliche ist dies, daß sich die Parteien gegenseitig das denkbar Schlimmste zutrauen und keine mehr an die Christlichkeit und Ehrlichkeit der andern glaubt. Und in der That: es ist schwer, daran zu glauben, wenn man Stöckers Reden liest und die Kunstfertigkeit beobachtet, mit der er in der zweiten deutet und auslegt, was er in der ersten gesagt hat, daß schließlich so ziemlich das Gegenteil herauskommt. Es ist jedenfalls ein Glaube „dessen, das man nicht siehet." Nun könnte man unter dem Eindruck dieser Stimmung sagen, und es ist von verschiednen Seiten gegen den Artikel in Nr. 17 eingewandt worden: Mag sein, daß das Gesetz an sich wohlgemeint und nützlich ist, aber unter den augenblicklichen Verhältnissen war seine Einbringung doch ein Fehler, denn es hat eine noch größere Verfeindung innerhalb der evangelischen Kirche hervorgerufen. Ist das richtig? Das Gegenteil ist der Fall. Es kann für alle, die — wie die Christliche Welt — in dem Auftreten bestimmter kirchenpolitischer Parteien ein Verhängnis und Aergernis sehen, gar nichts Wünschenswerteres geben, als wenn der Parteigeist seine einseitige Verranntheit und seinen tobenden Fanatismus so grell wie möglich darstellt. Wollen sehen, ob sich dies nicht diesmal schon auf dem allernächstliegenden Gebiete, dem der Agende zeigt. Die Reden des Kultusministers lassen sehr deutlich erkennen, daß hier ein Mann steht, der nicht gewillt ist, einer Partei sich zu verkaufen, und der seinen Einfluß jedenfalls in der Richtung geltend machen wird, daß eine Agendenreform ohne Agendenkampf zustande kommt.

Das Zweite und Traurigere, was der Redekampf über das vorliegende Gesetz in dem abseits stehenden Zuschauer hervorruft, ist das Gefühl des Bedauerns über dies Maß unnötig vergeudeter Kraft. Auf solche Lappalien, wie die neue Formulirung des staatlichen Plazet in § 2 des Gesetzes, verwenden große kirchliche Parteien jahrelang eine Unmenge von Druckerschwärze, Redeschwall und Entrüstung! Derartige Dinge füllen die Spalten unsrer Kirchenzeitungen; ja allein diese Seite ist es, die der Tagespresse an der Kirche interessant und wichtig ist. Ist denn nichts Andres zu thun? Wachsen nicht, je tiefer man in die Einzelgemeinde und das Einzelamt hineinschaut, die Aufgaben organisatorischer und gesetzgeberischer Art? Und darüber kaum ein Wort und eine Zeile! Ist das nicht ein tieftrauriges Anzeichen dafür, wie sehr unsre evangelische Landeskirche ihre eigentlichen und wesentlichen Aufgaben, ihr Lebensinteresse vernachlässigt?

In der That: wie die Dinge im Augenblick liegen, ist zwischen der Kirchenpolitik und dem christlichen Lebensinteresse kaum noch möglich, eine Verbindungslinie herzustellen. Wer es mit diesem ernst nimmt, thut gut daran, um jene sich nicht zu kümmern; und wer sich in jene einläßt, der sehe wohl zu, daß er nicht in Versuchung und Anfechtung falle! E F

Verschiedenes

(Die Germania und unser Auffatz zum Jesuitengesetz) Unser Aufsatz „Zur Entscheidung über das Jesuitengesetz" hat den Ingrimm der Germania in hohem Maße erregt. Sie hat ihm nicht weniger als drei Entgegnungen gewidmet. Ein R und ein λ sind in die Schranken getreten. Eigentlich widerstrebt es mir, diesen Herren zu antworten. Keiner hat etwas Stichhaltiges gegen meine Ausführungen vorgebracht. Man ist überhaupt gar nicht auf sie eingegangen. Statt dessen wirft man mit faden Spötteleien, elenden Verleumdungen um

sich. Männer, deren Größe in nichts anderm besteht, sind mir als Gegner zuwider. Aber mein Schweigen würde sicher als ein Rückzug gedeutet werden. Einen solchen anzutreten, habe ich nicht die geringste Veranlassung. Vielmehr halte ich jede meiner Behauptungen aufrecht. Aber auch ein andrer Grund veranlaßt mich, nochmals das Wort zu ergreifen. Wenn die Ergüsse der Germania unwidersprochen blieben, so würde man bald genug triumphiren: „Die Protestanten haben erkannt, daß ihr Hetzen gegen die Jesuiten ohne Ursache war; darum, Regierungen, was zögert ihr, sie uns zurück zu geben?“ Und niemand verbürgt uns, daß dieser Ruf ungehört verhallt. Die Germania wird ihre Stimme immer wieder erheben. Endlich hofft sie doch im Bundesrate Beachtung zu finden.

In der Nummer vom 6. Mai wird uns eine „bodenlos unverständige und unwahre Art“ vorgeworfen. Nach den sittlichen Anschauungen, wie sie sich auf dem Boden der Reformation entwickelt, ist man verpflichtet, sofort den Beweis dafür anzutreten, wenn man jemanden öffentlich als unwahr brandmarkt. Die Germania hat mehr als vierzehn Tage vergehen lassen, ehe sie sich dazu anschickt. Aber auch in ihrer Widerlegung beweist sie, wie verschieden sie und wir in sittlicher Hinsicht denken.

Wir hatten gesagt: „Die Grundsätze des Jesuitenordens untergraben alles sittliche Leben.“ Diese Behauptung war durch Aeußerungen Loyolas und Escobars gestützt worden. Jenen Satz hat die Germania aufgenommen, die Begründung unterdrückt. Warum schlüpft sie an ihr vorüber? Jene Aeußerungen waren ihr sehr unbequem. Sie als erfunden, als gefälscht hinzustellen, vermochte sie nicht. Sie als sittlich wertvoll zu preisen, wagte sie nicht. Hier war das Klügste, zu thun, als wären sie nicht vorhanden. Das ist echt jesuitisch, ein neuer Beweis für unsre Meinung: „Das katholische System der Gegenwart stumpft den Wahrheitssinn völlig ab.“

Viel besser dünkte es der Germania zu witzeln: „Wir sind dem Herrn Diakonus von Chemnitz für sein väterliches Herz und für seine Sorge um unsre sittliche Bewahrung so dankbar, wie es sich geziemt, möchten ihn aber bitten, doch des Guten nicht zu viel zu thun und zuerst um die Sittlichkeit seiner Chemnitzer u. s. w. Schäflein Sorge zu tragen. Es soll nämlich dort um kein Haar breit besser, sondern beträchtlich schlimmer stehen als in jenen katholischen Teilen von Deutschland, wo »unsre katholischen Mitbürger« unter dem Einfluß von Jesuiten standen.“

Ist die Germania über Chemnitz so genau unterrichtet? Oder handelt es sich bei ihr „nur um eine fahrlässige, aus Unkenntnis“ hervorgehende Aeußerung? Gewiß leidet Chemnitz an den Schäden aller Großstädte. Aber das „beträchtlich schlimmer“ ist eine einfache Unwahrheit. Ich habe während meiner Chemnitzer Wirksamkeit genug Gelegenheit gehabt, die sittlichen Zustände zu beobachten. Ich bekenne mit Freuden, daß das sittliche Urteil, das sittliche Leben der Chemnitzer „beträchtlich“ höher steht, als die Germania fabelt. Ich habe unter der Chemnitzer Arbeiterwelt sehr viele ernst gesinnte, sittlich tüchtige Männer und Frauen kennen gelernt. Meine Chemnitzer Amtsgenossen haben alle dieselben Erfahrungen gemacht. Nur eins sei herausgegriffen: die Germania wird gewiß zugestehen, daß der kirchliche Takt zum sittlichen Leben gehört. Ich habe in Chemnitz nie gesehen, daß Besucher des Gottesdienstes während desselben länger mit einander schwätzten. Wie oft habe ich das in den katholischen Kirchen Böhmens beobachten müssen. Diese Aeußerung des sittlichen Lebens ist eine sehr geringfügige. Aber in kleinen Dingen sittlich korrekt handeln ist bekanntlich schwerer als in großen. Aber auch von diesen soll ein Beispiel erwähnt werden. Ueber die Sünden gegen das sechste Gebot denkt man in Chemnitz viel strenger als in Böhmen.

Daß wir auf Gury hingewiesen, hat die Germania, wie es scheint, besonders erbittert. Wenigstens bedient sie sich, wo sie diesen Hinweis bespricht, recht kräftiger Ausdrücke: Verleumdung, bewußte Unwahrheit, grobe Lüge. Zunächst bezweifelt sie, ob wir Gury gelesen. Wie sie dazu kommt, wissen wir nicht. Vielleicht handelt sie nach dem Sprichworte: „Was ich denk und thu, trau ich andern zu.“ Jedenfalls ist uns Gury kein Fremdling. Wir kennen ihn aus ihm selber. Darum eben warnen wir vor ihm. Er mag etwas zahmer als Sanchez oder Busenbaum sein. Aber von unsrer Kennzeichnung nehmen wir nicht das Geringste zurück. Es ist ein Skandal, wenn in einem Lehrbuche der Moral, sei es für Laien oder für Seelsorger geschrieben, Dinge vorkommen, die, wie die Germania ausdrücklich zugiebt, „in einem öffent-Blatte nicht mitteilbar“ sind. Finden sich derartige Stellen in einer evangelischen Ethik, wie auf Seite 121 des Guryschen Kompendiums? Und das sind noch die harmloseren. Die Germania verschanzt sich zwar dahinter, daß Gury sein Buch in lateinischer Sprache verfaßt habe. Aber die Seelsorger, für die es geschrieben ist, wenden im Beichtstuhl doch wohl nicht die lateinische Sprache an.

Unsre Erwägungen über die politische Gefährlichkeit der Jesuiten werden durch folgenden höflichen Passus zurückgewiesen: „Fürst Bismarck, ..., hat einmal den protestantischen Pastor, der politisirt, als Typus der Dummheit ausgespielt. An diese komische Figur wird man erinnert, wenn man u. s. w.“ Dieses Mätzchen mag dem Bildungsstande der Germania entsprechend sein. Aber damit ist doch unsre Behauptung noch nicht widerlegt? Weil die Germania die Staatsgefährlichkeit der Jesuiten nicht leugnen konnte, wird von ihr der, der darauf den Finger legt, „als Typus der Dummheit“ ausgeschrieen. Im übrigen, denke ich, kann ein evangelischer Geistlicher ebenso politisiren als ein katholischer. Wir haben dazu sogar größere Berechtigung. Unsre Bildung ist eine vielseitigere. Vor allem beschäftigen wir uns mit der Geschichte jedenfalls viel eingehender. Dazu werden uns auch nicht Lehrbücher in die

Hand gegeben, in denen die Geschichte korrigirt wird, wie es in der neuen Auflage eines bekannten katholischen Werkes geschehen sein soll.

Auch der Fälschung hat sich die Germania schuldig gemacht. „Das katholische System — so fährt der Herr Diakonus fort — stumpft den Wahrheitssinn völlig ab.“ Unsre Leser wollen sich überzeugen, daß ich geschrieben: „das katholische System der Gegenwart.“ Das ist aber ein gewaltiger Unterschied! Die Germania hat die zwei Worte: „der Gegenwart“ ausgemerzt. Sonst könnte sie nicht schreiben, aus diesem Satze ergebe sich folgender Gedankengang: „Das katholische System ist schuld an dem Jammer, und damit wird es nicht eher besser werden, als bis sämtliche katholische Mitbürger fein evangelisch-lutherisch geworden sind.“ Derartige Thorheiten vermag nur die Germania aus unsern Ausführungen herauszulesen. Wir wissen selbst sehr gut, daß aus der katholischen Kirche tüchtige Männer hervorgegangen sind. Wir denken an Hirscher, Sailer, Wessenberg u. a. Aber das katholische System der Gegenwart würde, rein durchgeführt, keine derartige Gestalt hervorbringen können.

Wir sind überzeugt, daß die Germania, wenn sie diesem Artikel ihr Wohlwollen schenken sollte, die Kunst des Verdrehens aufs neue üben wird. Aber für uns ist die Angelegenheit abgeschlossen. Denn die Germania hat mehr als hinreichend bewiesen, daß sie zu einer sachlichen Auseinandersetzung entweder unfähig oder unwillig, wahrscheinlich beides ist. Viktor Weichelt

(Die Wirtschaftsordnung vom Standpunkte des Seelsorgers) Von Dr. Ernst Lehmann. Heidelberg, Hörning. 1894. 40 Pfge.

Der vorliegende Vortrag soll nach dem Vorwort ein Propagandawort sein für die neue evangelisch-soziale Strömung unter den Pfarrern und insbesondre für die in der Bildung begriffene evangelisch-soziale Vereinigung Badens. Er wendet sich darum an Theologen und Laien. Doch hat der Vortrag eigentlich nur die Geistlichen im Auge und die Berechtigung ihres amtlichen Interesses für die Wirtschaftsordnung. Indem der Verfasser den Titel wählt: „Die Wirtschaftsordnung vom Standpunkte des Seelsorgers,“ will er andeuten, daß die Sorge um die Seele des Menschen für den Pfarrer obenan stehen muß. Es wird in anschaulicher Weise gezeigt, wie gerade heute die Seelsorge zum sozialpolitischen Interesse drängt — wir fügen hinzu die Seelsorge an den Massen. Ist doch der Mensch, der Gegenstand der Seelsorge, einmal Objekt der Wirtschaftsordnung, von ihr fördernd oder schädigend beeinflußt, ohne ihre Kenntnis, ja Bearbeitung nicht immer anzufassen, zum andern Subjekt der Wirtschaftsordnung, diese auf Grund zum Teil unsittlicher wirtschaftlicher Anschauungen bildend. Einfluß auf eine sittliche Umgestaltung der heutigen Wirtschaftsauffassung, auf Verfassung und Gesetzgebung zu gewinnen, die Faktoren, die eine neue sittlichere Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse dauernd verbürgen, muß deshalb heutzutage Anliegen des Pfarrers sein, des Pfarrers als Seelsorger.

Wir freuen uns jeder lauten Stimme für die evangelisch-soziale Sache, und so wünschen wir auch dieser weithin Gehör. Denn vom Zusammenhang zwischen sittlich-religiösem Leben und Wirtschaftsordnung kann nicht genug geredet und geschrieben werden. — Einige Bemerkungen zu unserm Schriftchen mögen noch Platz finden: Die völlige Ablehnung des Satzes (S. 6), daß man erst die äußern Verhältnisse bessern müsse, ehe man daran gehen könne, die Seele des Einzelnen zu bessern, können wir uns nicht aneignen. Bessere Verhältnisse machen zwar an sich noch nicht bessere Menschen; aber es giebt so entsetzlich traurige Verhältnisse, daß erst nach deren Besserung an eine Besserung der Menschen zu denken ist. Warum hat wohl Jesus die sogenannten Besessenen geheilt? Weil ihre mit religiösem Wahnsinn gepaarte Nervenzerrüttung ihnen ein gesundes religiöses und sittliches Leben unmöglich machte. Haben jene Armen, die zu Massen in elende, schmutzige Wohnungen gepfercht sind, wo Familienglieder und Fremde, alle Geschlechter zusammenliegen, überhaupt die Möglichkeit, die Stille in Gott und zum Gebet zu finden? Man muß: Nein. Bessert die Wohnungsverhältnisse, dann erst schafft ihr wenigstens Raum für ein höheres Leben! antworten.

S. 9 stellt der Verfasser die evangelisch-soziale Strömung als zwar von „tiefer innerer Berechtigung,“ aber doch als „vorübergehend“ hin. Wir unsrerseits hoffen vielmehr zu Gott, daß die evangelische Kirche und ihre Pfarrerwelt es unter dem Einfluß jener Strömung mit Reue und Buße beklagen lernt, daß sie so lange Sozialpolitik und Gesetzgebung als etwas „Weltliches“ der „Welt“ überlassen hat, statt auf diesem so wichtigen Gebiete den Christenberuf zu bethätigen, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein. Unsre furchtbar ernste Zeit soll den bleibenden Ertrag abwerfen, daß wir es vor Gott geloben, künftig und für alle Zeit die Augen offner zu halten für die wirtschaftlichen Verhältnisse, die das sittliche Leben des Einzelnen ja so tief beeinflussen, und vor allem thätig an ihrer Besserung mitzuarbeiten. „Das allgemeine Wahlrecht im Lichte des Evangeliums,“ das ist gewiß ein Predigttext, der nicht verschwinden darf, so lange es ein freies Staatsleben und eine evangelische Christenheit giebt.

Zum Schluß bedauern wir, daß der Gegenstand: „Die Wirtschaftsordnung vom Standpunkte des Seelsorgers,“ noch dazu in einer auch für Laien bestimmten Weise, behandelt wurde, ohne den Gedanken zu streifen, daß die Gesamtheit der lebendigen gläubigen Christen von Gott das Seelsorgeamt wie an ihren Gliedern, so an der Welt verliehen erhalten hat; dieses aber erfordert, mit vereinter Glaubens- und Liebeskraft für die Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zu „sorgen,“ um für die Seelen der großen glaubenslosen Massen wirklich mit Erfolg religiös und sittlich sorgen zu können. Der Pfarrer ist gewiß eine nicht zu unterschätzende Kraft in dem sorgenden Ringen der evangelischen Christenheit um die „Seelen“; aber wie ohnmächtig

ist besonders auch in unsrer Zeit, wo Millionen im Pfarrer nur den „verfluchten Pfaffen“ sehen, der Pastoralismus! Nein, alle Mann an Bord, jedes frische, klare Auge und jeder starke sittliche Wille wird gebraucht, und dann hinaus auf das wogende Meer des wirtschaftlichen und sozialen Lebens dem Sturm entgegen — im Schiffe ist Jesus Christus! v B

(Zwei Broschüren apologetischen Inhalts) Eine atheistische Streitschrift gegen das Christentum, beleuchtet von E. G. Steude, Lic. theol. Gütersloh, Bertelsmann. 36 S. 50 Pfge.

Der Verfasser behandelt den im Jahre 1887 im Verlage von Theodor Thomas in Leipzig erschienenen Vortrag: „Ueber religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung“ von Ludwig Büchner, indem er im Anschluß an das Motto der Streitschrift, Joh. 8, 32, die beiden Fragen aufwirft: 1. Ist alles, was Büchner vorbringt, solche Wahrheit? 2. Kann, was er als Wahrheit bietet, frei machen? Steude beantwortet diese Fragen in durchaus sachgemäßer, leicht verständlicher Weise; seine Ausführungen sind nüchtern, vorsichtig und wohlbegründet; nur das auf Seite 16 und 17 über „Himmel“ und „Wunder“ Gesagte dürfte auch unter Freunden und Gesinnungsgenossen wohl nicht allgemeine Zustimmung finden. Das Schriftchen ist in unsrer Zeit der sozialen Frage, die in hervorragendem Maße eine religiöse Frage ist, nicht nur sehr lesenswert, sondern auch für Diskussionen mit sozialdemokratischen Gegnern sehr brauchbar und sollte namentlich in den evangelischen Arbeitervereinen eine weite Verbreitung finden. Obwohl Büchners materialistische Schriften, die sich durch ihre rücksichtslose Bekämpfung jeder Religion und besonders des Christentums auszeichnen, von der Wissenschaft überholt sind, müssen wir doch noch fortgesetzt mit ihrem Einfluß auf die Kreise der Gebildeten und noch mehr auf die sogenannten niedern Volksschichten rechnen, da Büchners „Kraft und Stoff“ zu dem brauchbarsten Handwerkszeug sozialdemokratischer Wanderprediger geworden ist.

Von demselben Gesichtspunkte aus empfehlen wir den Kreisen der Gebildeten auch: Wissen und Glauben. Oeffentliche Vorträge von Dr. C. Güttler, Privatdozent an der Universität München. München, Beck. 214 S. 3,50 Mk.

Diese sechzehn Vorträge sind vor einem großen Hörerkreise, bestehend aus Studierenden aller Fakultäten und Freunden der Wissenschaft, wiederholt gehalten worden; sie behandeln die für jeden denkenden Menschen interessantesten Probleme, wie die Grenzen des Erkennens, Ursprung und Wesen der Religion, die Gottesidee, die Schöpfung, die Entwicklungsgeschichte der Erde (Darwinismus), den Menschen, die menschliche Wahlfreiheit, die Unsterblichkeitsidee u. a. Daß der Verfasser katholischer Konfession ist, tritt in den Vorträgen, namentlich in dem Material, das verwertet ist, und auch in der Art und Weise der Behandlung vielfach hervor; die Reformation wird die „einschneidendste politisch-soziale Veränderung“ genannt. Der evangelische Leser wird sich aber in keiner Weise verletzt fühlen. Die Vorträge sind populär-wissenschaftlich, werden also in einzelnen Punkten den Anforderungen des Fachmannes nicht immer genügen, können aber trotz dem bedenklichen Motto: Medio tutissimus ibis! den Gebildeten warm empfohlen werden. Trh

Quittung

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Freiburg: 10 Mk. von Fr R, Stuttgart.

Für die evangelische Kirche in Rom: 10 Mk. von der Aegidiengemeinde in Hannover; 3 Mk. von D Karlsruhe.

Für die evangelische Kirche in Jerusalem: 3 Mk. von der Aegidiengemeinde in Hannover.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 22 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Am 17. Mai d. J. hat es Gott dem Allmächtigen gefallen,
Herrn Professor Verbeek
auf einem Spaziergange infolge eines Sturzes abzuberufen.
Seinen zahlreichen Freunden soll dies, statt besondrer Meldung, zur Benachrichtigung dienen.
Um fürbittende Teilnahme bittet
Meran, Südtirol — Die tief betrübte Witwe

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.
Nr. 22: Betrachtungen eines Laien über unsre Rechtspflege: 1 und 2 — Landwirtschaft und Getreidehandel: 2. Die Verstaatlichung des Getreidehandels — Neues von Wilhelm Jensen — Boykott — Lorbeer. Erzählung von August Niemann: 1 — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Schwarzes Bret

Unter Bezugnahme auf das Nachwort des Herausgebers der Christlichen Welt zu dem Artikel: Das Alte Testament u. s. w., in Nr. 18, 1894, mache ich auf folgende in meinem Verlage erschienene
Werke zum christlichen Verständnis des Alten Testaments
aufmerksam:
Die Heilige Schrift des Alten Testaments, mit mehreren Fachgenossen übersetzt und herausgegeben von D. E. Kautzsch, Prof. in Halle. Zweite Subskr.-Ausg. Mit einer Einbanddecke 15 Mk., mit zwei Einbanddecken (Text und Beilagen) 16 Mk.
Köstlin, Fr., Leitfaden zum Unterricht im Alten Testament für höhere Schulen. Mit 6 Abbildungen. Zweite, verbesserte Auflage. 1,60 Mk., geb. 2,10 Mk.
Smend, R., Lehrbuch der alttestamentl. Religionsgeschichte. 12 Mk., geb. 14,50 Mk.
Smith, W. Robertson, Das Alte Testament, seine Entstehung und Ueberlieferung. Grundzüge der alttestamentl. Kritik in populär wissenschaftlichen Vorlesungen dargestellt. Nach der zweiten Ausgabe des englischen Originals: The Old Testament in the Jewish Church, ins Deutsche übertragen und herausgegeben von Dr. J. W. Rothstein, Lic. und a. o. Professor der Theologie in Halle a. S. 10 Mk., geb. 12,50 Mk.
Kuenen, A., Gesammelte Abhandlungen zur biblischen Wissenschaft. Aus dem Holländischen übersetzt von Professor D. K. Budde in Straßburg. Mit Bildnis und Schriftenverzeichnis. 12 Mk., geb. 14,50 Mk.
Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. Br. und Leipzig

Evangelisch-soziale Zeitfragen
Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses von Professor D. **Otto Baumgarten**
Erschienen sind:
I. Reihe:
Heft 1. **Drews,** Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert,** Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten,** Der Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Lotz,** Christentum und Arbeiterbewegung in Deutschland und England
„ 5. **Stöcker,** Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden,** Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz,** Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg,** Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Quistorp,** Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe
II. Reihe:
Heft 1. **Rade,** Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal
„ 2. **Mayer,** Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes
„ 3. **Hamp,** Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt
„ 4/5. **Hirsch-Möller,** Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England
„ 6. **Arndt,** Die Religion der Sozialdemokratie
„ 7. **Weiß,** Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage
„ 8. **Traub,** Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine
Soeben erschienen:
„ 9. **Laißt,** Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit. Zur Orientirung und Besprechung speziell für evangelische Arbeitervereine
Preis des Heftes 50 Pfge.
Leipzig — **Fr. Wilh. Grunow**

F. M. Zahn:
Der Christ u. die Welt
1,50 M., geb. 2 M.
Das Buch ist eine Erquickung. Es kann nur segensreich wirken durch seine gesunde Verbindung von evangelischer Freiheit und Gebundenheit.

P. Dr. Hornburg:
Henry Drummond
der
Naturforscher unter den Theologen
40 Pfge.
C. Bertelsmann in Gütersloh.

In unserm Verlage ist erschienen und wird franko versandt:
Wo ist dein Bruder Abel?
Eine Sammlung Missionspredigten namhafter Kanzelredner d. Gegenwart (Schloßpred. Schubart, Ballenstedt — Hofpred. Stöcker, Berlin — Generalsup. D. Teichmüller, Dessau — Superintend. Hoffmann, Coethen — Pfarrer von Seydewitz, Leipzig — Superintendent Richter, Zerbst — Konsistorialrat Werner, Dessau.
Herausgegeben von
O. Pfennigsdorf, Diakonus und **E. Stier**, Diakonus
Preis 80 Pf.
Schriftenniederlage des ev. Vereinshauses (A. Haarth), Coethen (Anh.)
Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Étudiant en théologie, de la faculté de Paris, cherche préceptorat du 15 juillet au 1 novembre. Pour références: Mr Ménégoz, professeur, 83 boulevard Arago, Paris.

Soeben erschienen:
Naumann, Pf. Fr., **Was heißt Christlich-sozial?** 1.40
v. Frank, Geh. R. Prof. D., **Geschichte und Kritik der neueren Theologie, insbesondere der systematischen, seit Schleiermacher.** Hrsg. v. P. Schaarschmidt. 5.60, eleg. geb. 7.—
Kähler, Prof. D. M., **Der lebendige Gott.** Fragen und Antworten von Herz zu Herz. 1.20
A. Deichert'sche Verlhdlg. **(G. Böhme)**
Leipzig

Soeben erschien:
Warum fehlt es an Diakonissinnen u. Pflegerinnen?
Der Diakonissin- und Pflegerinberuf.
Ein wichtiger Teil der Frauenfrage
von
Mathilde Weber
Tübingen
Preis 80 Pfge.
Diese zeitgemäße Schrift, die einen der wichtigsten Teile der Frauenfrage behandelt, hat unter den Teilnehmern an dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Frankfurt a. M. die allgemeinste Anerkennung und Zustimmung gefunden.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, wie auch direkt franko gegen Einsendung des Betrages von
L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius), Berlin S, Kommandantenstr. 55.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Hefte zur Christlichen Welt
Erschienen sind bis jetzt:
Nr. 1. **Der rechte evangel. Glaube** von Pfarrer D. Rade. Preis 40 Pfg.
Nr. 2. **Zur Würdigung des Apostolikums** von Prof. D. Kattenbusch. Preis 40 Pfg.
Nr. 3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers „Zum Kampf um das Apostolikum"** von Professor D. Adolf Harnack. Preis 40 Pfg.
Nr. 4. **Worum handelt es sich in dem Streit um d. Apostolikum?** Mit besondrer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann. Preis 40 Pfg.
Nr. 5. **Die Norm d. echten Christentums** v. D. Hans Hinrich Wendt. Preis 50 Pfg.
Nr. 6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in d. evangelischen Kirche** von D. Julius Kaftan. Preis 40 Pfg.
Nr. 7. **Das alte Testament und die evangel. Gemeine** v. D. Herm. Schultz. Preis 40 Pfg.
Nr. 8. **Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Ein Beitrag zum dermaligen Streit von Pfarrer L. Clasen. Preis 40 Pfg.
Nr. 9. **Christentum u. Staat.** Evangelische Gedanken zum neuen konservat. Programm von Pf. Gustav Habermann. Preis 60 Pfg.
Nr. 10. **Der zweite Artikel im Luth. kleinen Katechismus.** Fragen u. Vorschläge von Professor Lic. theol. Bornemann. Preis 40 Pfg.
Nr. 11. **D. Glaube a. Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens** von Professor D. Max Reischle. Preis 40 Pf.
Nr. 12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit von Pfarrer Gust. Habermann. Preis 50 Pf.
Nr. 13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis** von D. Karl Köhler. Preis 40 Pfg.

Antwort auf die Erklärung des Zentralvorstandes des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins

d. d. Heidelberg 4. April 1894, veröffentlicht in der Christlichen Welt Nr. 17 d. d. 26. April 1894

Gegenüber der „Erklärung" des Zentralvorstandes vom 4. April 1894 entgegne ich vorläufig folgendes:

1. Es ist unwahr, daß ich „den höchsten Unwillen der Mitglieder der deutschen evangelischen Gemeinden hervorgerufen" habe. Dem „Austritt" weniger Herren steht gegenüber der Eintritt andrer. Wieder andre machten ihren Eintritt von meinem Bleiben abhängig. Die deutsch-evangelischen Gemeinden in Tokyo und Yokohama sind überhaupt nur lose Verbindungen, nicht Gemeinden in unserm landeskirchlichen Sinne, sodaß auch ein „Austritt" aus denselben durchaus nicht die bei uns übliche Bedeutung hat, sondern auf derselben Linie steht wie z. B. ein Austritt aus einem Turnverein oder Rauchklub.

2. Es ist unwahr, daß ich das „empfindliche Nationalgefühl der Japaner" verletzt habe. Da ich selbst als Deutscher ein empfindliches Nationalgefühl habe, so habe ich als Gast des Landes das nämliche Gefühl auch bei den Japanern geehrt. Wie japanischen Gästen von deutscher Obrigkeit vor schlechten Deutschen Schutz gewährt würde, so bin ich als deutscher Gast von japanischer Obrigkeit vor schlechten Japanern geschützt worden; und das spricht sowohl für die japanischen Behörden wie für mich selbst und die internationale Solidarität aller anständigen Leute. Daß ein japanischer Drohbrief gegen mich geschrieben worden ist, kann nur den anonymen Briefschreiber belasten und etwa auch die, die sich darauf berufen, sonst aber weder die Japaner noch mich. Der anonyme Briefschreiber wurde in der Person eines von mir aus dem Elend geretteten und in Dienst genommenen Dieners, den ich wegen übermäßigen Schnapstrinkens auf die Dauer nicht brauchen konnte, von der kaiserlich japanischen Polizei entdeckt und in Haft genommen; auf meine ausdrückliche Bitte blieb er unbestraft.

3. Es ist unwahr, daß in dem Artikel der Zeitung Myako Shimbun mein „Verhalten als eines christlichen Missionars unwürdig" charakterisirt sei. Myako Shimbun ist ein japanisches Klatschblatt niedrigster Art für Kulis; keine andre japanische Zeitung hat den von Entstellungen strotzenden Kuliartikel aufgenommen.

4. Es ist unwahr, daß ich auf offner Straße mit einem Kurumazieher einen „Streit" hatte, der in „Thätlichkeiten" ausartete. Was meine Frau betrifft, so ist dieselbe, als sie in meiner Abwesenheit von meinem Kuli vermöge der gerade seiner Volksschicht eignen Verachtung des Weibes überhaupt in unflätiger Weise beschimpft wurde, mit dem zufällig in ihrer Hand befindlichen Regenschirm in ihrer Erregung und Wehrlosigkeit dem lästernden Kuli, der ihr nahezu den Weg aus der Hausthür versperrte, über das Maul gefahren. Gegenüber solchen Kulifrechheiten sollte doch ein deutscher Zentralvorstand mit tausend Freuden eine deutsche Landsmännin loben!

5. Infolge meiner Malariakrankheit, die mich energie- und willenlos machte, habe ich leider dem Anraten der Missionare Munzinger und Christlieb Gehör geschenkt. Da der Hoteldirektor in Yokohama mich persönlich kannte, ließ ich mich nun nicht ausdrücklich ins Fremdenbuch eintragen, um eine überflüssige Mißdeutung meines Aufenthaltes zu verhindern. Nach anderthalb Tagen kehrte ich eines Samstags unverzüglich nach Tokyo zurück, um am Sonntag dort zu predigen. Zum Predigen selbst kam ich nicht, weil ich als Schwererkrankter auf der Treppe zum gottesdienstlichen Saal zusammenbrach.

6. Es ist unwahr, daß ich schon vor dem Erscheinen des Zeitungsartikels den Entschluß gefaßt hätte, „mit meiner Familie sofort nach Europa zurückzukehren."

7. Es ist unwahr, daß das Schreiben vom 17. November 1892 von mir stammt. Von mir stammt nur der Eingang sowie die Bemerkung unter Nr. 7. Das Uebrige ist nach dem glücklicherweise in meinem Besitz befindlichen Konzept zur Zeit meiner Krankheit, die mich geistig unzurechnungsfähig machte, von Christlieb zur Ab- und Unterschrift mir aufgedrängt worden.

8. Es ist unwahr, daß ich die Wiederaufnahme meiner pfarramtlichen Funktionen nach meiner Genesung den andern Missionaren nicht vorher mitgeteilt hätte.

9. Es ist unwahr, daß ein japanischer Beamter, übrigens Nichtchrist, mir die Schuld in die Schuhe geschoben habe dafür, daß er auch mit den übrigen Missionaren fortab nicht verkehre. Wenn Christlieb und Munzinger das behaupten, so ist dies Parteibekundung und damit nichts bewiesen.

10. Es ist unwahr, was als Aeußerung des hiesigen japanischen Gesandten kolportirt wird. Auch kann derselbe die Dinge aus der Ferne gar nicht beurteilen, um so weniger, als die japanische Regierung gegenüber der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Tokyo bekanntlich niemals etwas Mißliebiges über mich je kundgegeben hat.

11. Die Behauptung ist mißverständlich, daß ich nachträglich noch das Anerbieten gemacht hätte, an einem andern Orte Japans weiter zu arbeiten. Aus Tokyo wollte ich um des theologischen Gegensatzes willen zu den beiden andern Missionaren und aus missionsmethodischen Gründen unter allen Umständen abberufen sein. Nach meiner Genesung ging mein an den Vorsitzenden Dr. Buß wiederholt gerichteter Antrag dahin, man möge, dem Wunsche des japanischen Theologen Minami entsprechend, der nebst dem theologischen Schüler Shimidzu das Vertrauen zu den beiden andern Missionaren völlig verloren hatte und aus der Arbeitsgemeinschaft mit denselben damals erlöst sein wollte, entweder mich mit Minami und Shimidzu nach Osaka ziehen lassen, zum Beginn einer positiven Missionsarbeit, oder mich nach Deutschland zurückkehren lassen.

12. Schon im Sommer 1892 habe ich über das Verderbliche des theologischen Liberalismus in der Mission mich in meinen Zuschriften an Dr. Buß geäußert. In dem Bewußtsein um diesen Gegensatz sehe ich einen mildernden Umstand in dem Verhalten meiner Gegner, insofern sie hierdurch verhindert wurden, mein Verhalten vorurteilsfrei zu prüfen.

13. Was mein Urteil über die rechte Methode und die Erfolge der unter Leitung des Zentralvorstandes stehenden Mission betrifft, so ist der Zentralvorstand selbst doch zu sehr als Partei beteiligt, um seinerseits Richter zu sein und mittelst Unterstellung meiner angeblichen „Gehässigkeit" dasselbe abzuthun.

Berlin W, Kanonierstr. 42, den 19. Mai 1894 — Pastor **Brinckmann**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage vom Diakonissenhause in Schwäbisch-Hall